

Neueste Nachrichten

Bezugspreis: 1.50 Rmk. monatlich ausschließlich Trägerlohn. Erscheint werktäglich. — Bei Ausfall der Lieferung ohne Verschulden des Verlags oder infolge von höherer Gewalt, Streit etc. kein Anspruch auf Entschädigung. Für unverlangt eingelangte Zuschriften übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. — Einzelnummern: 10 Pf.

Preisanzeiger für den Obertaunuskreis

Bad Homburger Tageszeitung und Anzeiger
Bad Homburger Lokal- und Fremden-Blatt

Anzeigenpreis: Die einseitige 80 mm breite Nonpareilzeile kostet 20 Bfg. Lokale Gelegenheitsanzeigen nach besonderem Tarif. — Die 88 mm breite Nonpareilzeile - Reklamezeile kostet 1.—, zwischen Text 1.50 Rmk. — Erscheinen von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen nach Möglichkeit aber ohne Gewähr. — Offertgehalt 50 Bfg.

Zugleich Gonzenheimer, Oberstedten-Dornholzhausener, Seulberger, Friedrichsdorf-Köpperner Neueste Nachrichten ■ Taunus-Post
2707 - Fernsprech-Anschluß - 2707 Schriftleitung und Geschäftsstelle: Bad Homburg, Dorotheenstrasse 24 Postfachkonto 398 64 Frankfurt-M.

Nummer 272

Samstag, den 19. November 1932

7. Jahrgang

Heute Hitler bei Hindenburg.

Die Verhandlungen des Reichspräsidenten. — Der Widerhall des Rücktritts Papens. — Wohin führt der Weg?
Berlin, 18. November.

Die Besprechungen des Reichspräsidenten mit den Parteiführern haben Freitag mittag begonnen, und zwar ist als erster Geheimrat Hugenberg empfangen worden. Die anderen Besprechungen fanden abends statt. Um 6 Uhr ging Prälat Kaas zum Reichspräsidenten, und im Anschluß daran folgte Abg. Dingeldey. Ueber den Inhalt dieser Unterredungen wird — wie es bereits gestern angekündigt wurde — an den amtlichen Stellen strengstes Stillschweigen bewahrt.

In unterrichteten Kreisen erwartet man aber auch nicht, daß sich schon irgendwelche positiven Resultate ergeben oder auch nur Möglichkeiten, die einen Schluß auf den Ausgang der Aktion des Reichspräsidenten erlauben.

Das Wichtigste ist zunächst vielmehr die Frage, wie sich Adolf Hitler bei seinem Empfang am Samstag einstellen wird, ob er nämlich an seiner Forderung, ihm die Führung zu übertragen, festhält, oder ob er bereit ist, sich in den Kreis der Pläne des Reichspräsidenten einzufügen.

Ehe hierüber nicht Klarheit geschaffen ist, hat es nach Auffassung der Berliner politischen Kreise gar keinen Sinn, Vermutungen über den Ausgang der ganzen Verhandlungen anzustellen.

Noch keine endgültigen Pläne.

Von zuständiger Stelle wird erneut abgelehnt, über den Verlauf und den Inhalt der Parteiführerbesprechungen mit dem Reichspräsidenten Auskunft zu erteilen. Es wird lediglich erklärt, daß für den weiteren Verlauf dieser Besprechungen auch in der nächsten Woche noch keine endgültigen Pläne bestehen. Der Reichspräsident wird sich darin völlige Entscheidungsfreiheit vorbehalten. Dies gilt auch für die äußere Form, in der die Empfänge der Parteiführer stattfinden sollen. Sicher ist lediglich eines, daß die Empfänge der Parteiführer in der gleichen Form stattfinden werden.

Hitler in Berlin.

Adolf Hitler ist Freitag nachmittag mit einem Sonderflugzeug in Berlin eingetroffen. In seiner Begleitung befand sich u. a. auch der Stabschef Roehm. Reichstagspräsident Doering traf im Laufe des Nachmittags ebenfalls in einem Sonderflugzeug von Rom über München kommend in Berlin ein.

Der Rücktritt des Kabinetts Papen wird natürlich in Leitartikeln aller Blätter behandelt. Je nach dem politischen Standpunkt werden verschiedene Seiten beleuchtet, immerhin lassen sich einige Grundgedanken verfolgen, die sich in den einzelnen Stimmen öfters wiederfinden.

Reht Papen wieder?

Verschiedentlich hört man die Vermutung, daß bei einem erfolglosen Ausgang der Besprechungen mit den Parteiführern das Kabinett Papen als geschäftsführende Regierung wiederkäme. Die „Kölnische Volkszeitung“, das rheinische Zentrumsblatt, geht sogar so weit, die Frage zu stellen, ob die Demission des Kabinetts wirklich ein ernstgemeinter Schritt sei oder lediglich ein taktischer Zug, an dessen Ende das wiedererstandene Kabinett Papen stehe. Die „Frankfurter Zeitung“ versteht ihren Kommentar mit der Überschrift: „Stürzt Papen endgültig?“ und hebt die außerordentliche Wichtigkeit der Stunde hervor. Entweder werde die alte oder eine ähnlich geartete Regierung als neues autokratisches Präsidialkabinett wiederkehren, und zwar mit verstärkten Vollmachten und ohne Aussicht auf eine Einigung mit dem Parlament, oder es gelinge die Einigung über ein Präsidialkabinett, das auf die Unterstützung einer parlamentarischen Mehrheit in irgendeiner Form rechnen könne. Nach welcher Richtung die Entscheidung fallen werde, lasse sich nicht voraussagen; die Chancen stehen 50 zu 50.

Für ein Kabinett Hitler.

Die Frage, die allgemein erhoben wird, ist: Was wird Hitler, was wird die NSDAP tun? Wenn Hitler an der Forderung festhalte, daß ihm das Kanzleramt übertragen wird, so schreibt die „Frankfurter Zeitung“, dann seien die Aussichten für eine Einigung der Parteien überaus trübe.

Der „Völkische Beobachter“ sieht nur zwei Möglichkeiten: Entweder Hitler oder der Bolschewismus. Es sei wahrscheinlich nicht zu viel verlangt, wenn endlich auch an verantwortlicher Stelle dem Willen und der Meinung des Volkes Rechnung getragen werde. Diese Meinung gehe dahin, daß nunmehr die Stunde gekommen sei, in der ohne Zwischenlösungen Adolf Hitler zum Kanzler ernannt werden müsse. — Mit dieser Forderung stehen die nationalsozialistischen Blätter diesmal nicht allein. Die „Schwerindustrielle Rheinisch-Westfälische Zeitung“ fordert ebenfalls jetzt „endgültige Lösungen“. Sie verlangt „die Betrauung Hitlers mit der Regierungsbildung auf sachlicher nationaler Basis“. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ erinnert an ihre wiederholt erhobene Forderung, Hitler zu berufen, und meint,

es scheine, der Brief Hitlers sei bewußt darauf abgestellt gewesen, bei Hindenburg um Vertrauen zu werben. Der „Hamburgische Korrespondent“ erklärt, es könne keine Frage darüber bestehen, daß die Nationalsozialisten an der neuen Regierung beteiligt werden müßten. Der stärkste Hindernisgrund scheine lediglich in der Person Hitlers zu bestehen.

Die Chance der Parteien.

Fast allgemein wird in den Blätterstimmen auf die große Chance hingewiesen, die jetzt Reichstag und Parteien haben. „Die Stunde der Volksvertretung“, so überschreibt die „Kölnische Volkszeitung“ ihren Artikel. Die Volksvertreter hätten jetzt ihre große Probe zu bestehen. Ebenso spricht die „Germania“ von der „Chance der Parteien“ und weist darauf hin, daß die NSDAP jetzt vor aller Öffentlichkeit und im Lichte des hellsten Tages vor die Entscheidung gestellt sei, ob und unter welchen Bedingungen sie sich in den Staat einschalten wolle. Die „Völkische Zeitung“ spricht von einer „sehr fairen Chance“, die der Reichspräsident den Parteien gegeben habe, während im Hugenberg'schen „Lokal-Anzeiger“, der im übrigen einen Rücktritt des Gesamtkabinetts nicht für nötig gehalten hätte, von einer „unausbleiblichen Notwendigkeit“ für die Parteien gesprochen wird, sich schnellstens auf ein festes Programm bindend zu einigen. Das „Berliner Tageblatt“ sagt, es werde Aufgabe der Parteiführer sein, die Hoffnungen auf einen negativen Ausgang ihrer Besprechungen mit Hindenburg zurückzunehmen. Das Schicksal des Reichstages sei noch einmal in die Hände der Fraktionsführer gelegt, mahnt das „Hamburger Fremdenblatt“.

Die Entscheidung bei Hindenburg.

Es wird in fast allen Äußerungen nicht verkannt, daß Hindenburg vor eine ernste Aufgabe gestellt ist. Man sieht seiner Entscheidung aber mit Vertrauen entgegen. Bemerkenswert ist, was die „Kölnische Zeitung“ schreibt: „Der Einfluß des Reichspräsidenten ist diesmal sehr hoch, höher als bei dem Rücktritt Brünnings, denn er opfert diesmal nicht nur ein Kabinett, sondern auch seine persönliche Zurückhaltung und verhandelt zum ersten Male in der Zeit seiner Reichspräsidentenschaft mit den Führern der Parteien persönlich. Für die Parteien gibt es jetzt keine billigen Ausflüchte mehr. Wenn aber die Verhandlungen mit den Parteien negativ ausgehen sollten, so gibt Hindenburg uns die Gewähr, daß bei allem Ernst der dann eintretenden Lage die richtigen und für das deutsche Volk notwendigen Schritte unternommen werden.“

Licht und Schatten bei Papen.

Mit der Persönlichkeit des zurückgetretenen Reichskanzlers beschäftigen sich auch einige bayerische Blätter. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ anerkennen die Vorzüge Papens: Mut des Handelns, Raschheit des Entschlusses, Kühnheit des Wagens, ferner die Vorzüge der Sachkenntnis, des gründlichen Wissens in den einzelnen Ministerien und im ganzen der ehrliche und gute Wille, einer deutschen Zukunft zu dienen. Der erste und entscheidende Fehler der Regierung sei die Reichstagsauflösung gewesen. Der „Regensburger Anzeiger“, das Blatt des bayerischen Ministerpräsidenten, betont in einem Artikel: „Warum scheiterte Papen?“, daß der Reichskanzler vor allem am Widerspruch seiner Worte zu seinen Taten scheiterte. Er sei mit seinen meisten Regierungsmassnahmen auf halbem Wege stehen geblieben. „Papen ist an Hugenberg gestorben.“

Die Gewalteinteilung in Preußen.

Hindenburg verlangt „verträgliches Zusammenarbeiten“.

Berlin, 18. November.

Mit Rücksicht darauf, daß die Verhandlungen über die praktische Durchführung der im Urteil des Staatsgerichtshofes zum Ausdruck gebrachten Gewaltenteilung in Preußen nicht zum Erfolg geführt haben, hat der Reichspräsident zur Behebung der aus dieser Lage entstandenen Schwierigkeiten auf Grund des Artikels 48 Absatz 2 einen Erlass an den Reichskanzler als Reichskommissar für Preußen gerichtet, worin zehn besonders strittige Punkte, nämlich die Fragen der Zeichnungsbefugnis, des Erlasses von Verordnungen, der Zustimmung zu Haushaltsüberschreitungen, der Beschaffung von Geldmitteln im Wege des Kredits, des Verkehrs mit den Reichsbehörden, des Wegnahmeberechtigtes, der Amtsräume, der Dienstwohnungen, der Teilnahme an den Parlamentsitzungen und der Unterrichtung der alten Regierung über die laufenden Angelegenheiten geregelt werden.

Dieser Erlass ist auch dem preussischen Ministerpräsidenten Braun gleichzeitig mit einem Schreiben des Reichspräsidenten zugegangen, worin dieser darauf hinweist,

daß das Interesse des Reiches und Preußens ein verträgliches Zusammenarbeiten zwischen den Kommissaren des Reiches und den preussischen Staatsministern im Geiste des Leipziger Urteils verlangt.

Von den Einzelheiten der Abgrenzung der Befugnisse sind folgende zu erwähnen:

Die Beschaffung von Geldmitteln im Wege des Kredits steht dem Reichskommissar zu, aber nur soweit eine Ermächtigung zur Kreditaufnahme in einem Gesetz oder einer Verordnung vorliegt. Das Recht der Wegnahme haben die Kommissare des Reiches.

Zur Ausübung der der Regierung Braun zustehenden Befugnisse werden Amtsräume im Gebäude des Wohnsitzministeriums zur Verfügung gestellt. Die für die Minister vorgesehenen Dienstwohnungen stehen, soweit sie bisher schon bewohnt waren, diesen auch weiterhin zur Verfügung.

Die Kommissare des Reiches nehmen in dieser Eigenschaft an den Sitzungen des Reichstages, des Reichsrates, des Landtages und Staatsrates sowie ihrer Ausschüsse nicht teil. Sie leisten diesen Körperschaften keine Vorlagen zu.

Soweit im Staatsrat oder im Landtag Anfragen gestellt werden, leiten die Reichskommissare den Staatsministern die nötigen Unterlagen zur Beantwortung zu. Der Regierung Braun sind die Beamten, die der Staatsregierung zugeteilte Angelegenheiten zu bearbeiten haben, zum Vortrag zur Verfügung zu stellen, ferner sind die notwendigen Akten auf Verlangen vorzulegen. Die Anforderungen von Beamten und Akten haben durch Vermittlung des zuständigen Staatssekretärs zu geschehen.

Nach Auffassung der „Völkischen Zeitung“ stelle die neue Anordnung eine sehr strenge Auslegung des Leipziger Urteils dar. Sie gebe der Hohheitsregierung nur das, was sich unter gar keinen Umständen versagen ließe und sie verjage offenbar eine ganze Menge, was dem Sinn, wenn nicht gar dem Wortlaut des Leipziger Spruches zufolge, hätte zugestanden werden müssen. Ähnliche Meinungen kommen auch in den andern Blättern der Linken zum Ausdruck.

Berücksichtigung der Lage?

Das preussische Kabinett Braun wird in einer Kabinettsitzung zu der Rotverordnung Stellung nehmen. Nach Ansicht der Kreise um die Regierung Braun bedeute die neue Rotverordnung eine Verschärfung der Lage. Es wird hervorgehoben, daß die Haltung des Reichskanzlers von Papen, der als verantwortlich für die Rotverordnung zu betrachten sei, deshalb um so unverständlicher erscheine, weil der Reichskanzler in seiner letzten Unterhaltung mit dem Ministerpräsidenten Braun kein Wort über diese neue Rotverordnung gesagt habe.

Mus Oberursel

Aufruf zum Freiwilligen Arbeitsdienst.

Nachdem der Freiwillige Arbeitsdienst schon seit einigen Wochen von einem geschlossenen Lager aus im Gange ist, soll in wenigen Tagen nun auch mit einer Maßnahme im Freiwilligen Arbeitsdienst begonnen werden, bei welcher die Dienstwilligen nicht im Lager schlafen, sondern gemeinsam nur das in der Arbeitspause einzunehmende zweite Frühstück und das Mittagessen erhalten. Die übrige Verpflegung, also erstes Frühstück und Abendessen sowie Unterkunft, muß sich jeder Arbeitsdienstwillige selbst stellen.

Die Arbeitsdienstwilligen werden beschäftigt mit Aushebung von Wiesengräben und mit der Instandsetzung von Feld- und Wanderwegen. An vier Nachmittagen der Woche werden kulturelle Veranstaltungen (Vorträge, Arbeitsgemeinschaften, Sport und Spiel und Gesang) meist gemeinsam mit den Veranstaltungen des geschlossenen Lagers abgehalten werden. Zur Teilnahme hieran ist jeder Arbeitsdienstwillige verpflichtet.

Arbeitsstiefel und -Geräte stellt die Stadt zur Verfügung. Arbeitsanzüge aus Manchester können die Arbeitsdienstwilligen durch Vermittlung der Stadt zum Preise von 13,— RM. beziehen. Hierfür werden während 10 Wochen je 70 Pfg. vom Taschengeld einbehalten.

An Förderung erhält die Stadt für diese Maßnahme nur 1,50 RM. pro Mann und Tag. Diese werden wie folgt verwendet:

2. Frühstück und Mittagessen	55 Pfg.
Arbeitsstiefel	10 Pfg.
anteilige Kosten für Küche Kultur- einrichtungen usw.	15 Pfg.
Taschengeld	35 Pfg.
Barvergütung für 1. Frühstück und Abendessen	35 Pfg.

Die Arbeitsdienstwilligen erhalten also bei dieser Maßnahme 70 Pfg. pro Tag in bar.

Alle jungen Oberurseler bis 25 Jahren, die an dieser Arbeit im Freiwilligen Arbeitsdienst teilnehmen wollen und sich noch nicht gemeldet haben, werden aufgefordert, sich bis Mittwoch, 23. November, mit 12 Uhr, auf dem Stadtbauamt, Rathaus, Zimmer 24, zu melden.

Vorsicht, Geflügelhalter! Der Polizei wird von vielen Landwirten Anzeige erstattet, daß ihnen aus den im Felde stehenden Sämaschinen Weizen gestohlen wurde. Die Spitzbuben werden versuchen, den Weizen an Geflügelhalter als billiges Hühnerfutter zu verkaufen. Da der Weizen gebeizt, also vergiftet ist, besteht die Gefahr, daß das damit gefütterte Geflügel eingeht. Man laufe deshalb sein Futter nur bei reellen Geschäften, von denen es am Plage genügend gibt. — Die Spitzbubengesellschaft, die den Weizen gestohlen, scheint es auch zu sein, die von den im Felde liegenden Drainageröhren eine ganze Anzahl zertrümmert hat.

Der Fahrradmarder, der am Mittwoch in Homburg ermordet wurde, ist kein Oberurseler. Es ist der 1912 in Oberstdten geborene Eich, der nur kurze Zeit hier wohnte, um nach Bad Homburg überzusiedeln.

Verkaufslage vor Weihnachten. Der Reichsarbeitsminister teilte kürzlich dem Handwerks- und Gewerbetagungsamt auf Anfrage mit, daß auf Anregung einiger Landesregierungen von ihm der Versuch unternommen sei, durch eine Vereinbarung der Landesregierungen eine einheitliche Regelung der Verkaufssonntage vor Weihnachten für das Reich zu erzielen. Nach Befragung seiner Mitgliedskörperschaften hat der Kammerstag dem Minister die Stellungnahme des Berufsstandes in einer längeren Eingabe übermittelt, wonach allgemein die Freigabe von drei Sonntagen vor dem Weihnachtsfest zum Verkauf für notwendig gehalten wird. Auch in den Landesteilen, wo bisher nur zwei Sonntage freigegeben sind, hat sich das Handwerk in Gemeinschaft mit dem Einzelhandel schon längere Zeit dafür eingesetzt, den dritten Sonntag freizubekommen. Eine solche Regelung läge auch in der Richtung des Programms der Reichsregierung, wie im Interesse der Angestellten, die ebenfalls an einer möglichst umfangreichen Erhöhung des Umsatzes interessiert sei. Als Ende der sonntäglichen Verkaufszeit wird ein Ladenschluß um 7 Uhr abends angesetzt. Die Vorschläge werden dem Reichsarbeitsminister unterbreitet für den Fall, daß er glaubt, von einer zentralen Regelung der Verkaufssonntage vor Weihnachten nicht absehen zu können.

„Reit- und Fahrklub“ Oberursel. Wir weisen darauf hin, daß der Klub am Sonntag, 27. November, nachmittags 2 Uhr, auf der Stierstadter Heide, ein Jagd-Reiten veranstaltet, woran sich auch auswärtige Reitervereine beteiligen. Abends 8 Uhr findet im „Frankfurter Hof“ ein Unterhaltungsabend mit Tanz und humoristischen Vorträgen usw. statt. Es ist also für gute Unterhaltung bestens gesorgt und wir hoffen, daß der Verein mit einem vollen Saal seine Mühe belohnt sieht. Eintritt und Tangen frei.

Die Ortsgruppe Oberursel des Reichsverbandes der Ruhe- u. Wartestandsbeamten u. Hinterbliebenen gibt bekannt: Ein Erfolg unseres Reichsverbandes. Die Herabsetzung des Höchstruhegehaltes von 80 auf 75 v. H. für diejenigen Ruhebeamten, die das 65. Lebensjahr überschritten haben, ist unzulässig. — Durch Urteil der 2. Zivilkammer des Landgerichts Magdeburg vom 5. Oktober 1932 ist für Recht erkannt. 1. Der Beklagte, der Preussische Staat, wird verurteilt, an den Kläger, den Polizeibürovorsteher i.

R., Rechnungsrat M., die einbehaltenen Beträge nachzuzahlen. 2. Dem Beklagten werden die Kosten des Rechtsstreites auferlegt. — Der Schöpfer der Notverordnung hat sicher nicht gewollt, daß der Beamte für sein treues Ausstehen im Dienste — es handelt sich hierbei um Dienstzeiten oft von weit über 40 Jahren — durch eine nachträgliche Kürzung seines Ruhegehaltes empfindlich bestraft würde. — Für die Beamtenverranen und Beamtenwitwen ist dieser Erfolg unseres Reichsverbandes ein Lichtstrahl in ihrem hohen Alter. Es ist aber auch eine moralische Pflicht, für jeden noch abseits stehenden Ruhe- und Wartestandsbeamten und jede Beamtenwitwe, Mitglied unserer Organisation zu werden. Jeden 1. Mittwoch im Monat, nachmittags 4,30 Uhr, Versammlung im Wartesaal zweiter Klasse des Staatsbahnhofs, Oberursel.

St. Korbinianstag. Am 20. November wird das Gedächtnis des Heiligen Korbinian begangen, der besonders in der Erzdiözese München-Freising als deren Begründer und erster Bischof und deshalb als ihr Patron verehrt wird. Korbinian war Bischof in Freising von 724 bis 730, also schon 400 Jahre vor der Gründung Münchens. Seine letzte Ruhestätte hatte Korbinian in Obermais bei Meran gefunden. Bischof Alois holte die Leiche von dort zurück und legte sie im Mariendom bei, den er auf dem Freisinger Berge erbaute.

Das gesetzliche Güterrecht. Ist bei Eingehung der Ehe kein Vertrag geschlossen, gilt das gesetzliche Güterrecht. Es besteht zwar Trennung der Vermögenswerte der Eheleute, jedoch hat der Mann die Verwaltung und Nutznießung an dem eingebrachten Gut seiner Frau. Dieses Recht des Ehemanns kann nur durch einen vor Gericht oder einem Notar geschlossenen Vertrag im Güterrechtsregister beschnitten werden.

Verarmter Liebhaber als Menschenfreund.

In der in Szabadsz (Südslowenien) erscheinenden Zeitung „Naplo“ konnte man kürzlich folgende kleine Anzeige lesen: „Trotz ehrbarer Absichten verarmter Liebhaber, der darauf verzichtet hat, eine Lebensgefährtin zu suchen, ist entschlossen, sein Haus mit vier Zimmern und Nebengelass, Radio, elektrisch Licht, Bibliothek und Möbeln einer von Schicksalsschlägen und durch Gemeinheit der Männer niedergebengten Dame zu überlassen. Für den Lebensunterhalt ist er bereit, ihr 500 Dinare monatlich zu zahlen. Ein möbliertes Zimmer kann sofort bezogen werden. Bedingungen: Sie darf zu Hause niemand empfangen, weder Damen noch Herren, und kann mit mir selbst nur schriftlich mit Hilfe des Hausbriefkastens verkehren. Gefällige Angebote usw.“

Gewinnauszug

2. Klasse 40. Preussisch-deutsche Staats-Lotterie.

Ohne Gewähr Nachdruck verboten

Auf jede gezogene Nummer sind zwei gleich hohe Gewinne gefallen, und zwar je einer auf die erste und zweite Nummer in den beiden Abteilungen I und II

1. Siebungstag 18. November 1932

On der heutigen Vormittagsziehung wurden Gewinne über 300 M. gezogen

2 Gewinne zu 5000 M.	55203
3 Gewinne zu 3000 M.	1813 135393 375230
4 Gewinne zu 2000 M.	156327 157216
30 Gewinne zu 1000 M.	2357 24447 99425 100707 133887 134809 171306 174116 185558 234874 280029 308280 320380 349586 380297
30 Gewinne zu 500 M.	8447 84889 89485 70038 76048 79798 89246 97677 119405 130850 184472 283976 310369 352883 357106
40 Gewinne zu 500 M.	12297 18047 48977 58883 68258 68259 87228 70050 105424 108174 118138 142258 180767 199216 246819 293386 334739 358879 340823 381867

On der heutigen Nachmittagsziehung wurden Gewinne über 300 M. gezogen

2 Gewinne zu 10000 M.	11830
2 Gewinne zu 5000 M.	3888
3 Gewinne zu 3000 M.	77770 96867 230711
6 Gewinne zu 2000 M.	29922 36383 45383
20 Gewinne zu 1000 M.	10677 18092 58201 64556 67996 125288 155581 273413 341227 383435
42 Gewinne zu 500 M.	23778 25758 59645 69781 1314 31130 189982 172748 180887 192261 198539 220830 246941 26111 271138 299306 336644 338339 339715 368774 367871
44 Gewinne zu 500 M.	8110 20887 33798 50036 70411 13333 139617 17676 180348 200576 203329 209789 217834 2214 3126 264946 268687 296807 378739 394709 395182 397130

Sparen! So heißt heute die Parole, und da kommt gerade zur rechten Zeit den Hausfrauen die Brund, die letzte Koch-, Heiz-, Bad- und Bügelplatte zur Hilfe. Sie wurde hier anlässlich der Ausstellung des Hausfrauenvereins in der Turnhalle praktisch vorgeführt und hat sich in vielen Haushaltungen, wo sie infolge ihres Gebrauchs genommen, auf Beste bewährt. Die Brennstoffersparnis ist ganz bedeutend und beträgt, Beachtung der der Platte beigegebenen Anweisung, über 40%. Nähere Auskunft erteilt der Vertreter J. Dirckel, Feldbergstraße 47, in Oberursel.

KIRCHLICHE ANZEIGEN

Katholische Gemeinde Oberursel.

Sonntag, 20. Nov. 6,30 Uhr: Frühmesse für die Pfarrgemeinde. 8 Uhr: best. hl. Messe für verstorb. Heint. Stod. 9,30 Uhr: Hochamt mit Segen als best. Jahrgedächtnis für verstorb. Josef Wid. 11 Uhr: hl. Messe in besonderer Meinung. 2 Uhr nachm.: Sakramental. Andacht; die Versammlung des 3. Ordens findet ausnahmsweise erst um 5 Uhr statt.

Montag, 21. Nov. (Fest Mariä Opferung.) 6,30 Uhr: best. hl. Messe nach der Meinung aller Stiftungen. 7,15 Uhr: best. Amt für verstorb. Elisabeth Spang. 8,30 Uhr: best. hl. Messe für verstorb. Elisabeth Janz, geb. Homm, im Joh.-Stift.

Pfarrgemeinde Hommersheim.

Sonntag, 20. November. Letzter Sonntag nach Pfingsten. 7 Uhr: Frühmesse für die lebenden Mitglieder des Mittervereins. 9,30 Uhr: Amt für die Pfarrgemeinde. Die Kollekten sind für die Schwestern bestimmt. 2 Uhr: Sakramental. Bruderschaft, danach Vortrag für den Mitterverein wegen des Festes der hl. Elisabeth.

Montag, 21. Nov. hl. Messe für die Krieger Heinrich und Georg Heil und verstorbene Angehörige.

Dienstag, 22. Nov. hl. Messe für Adam und Eva Koch.

Mittwoch, 23. Nov. hl. Messe für Käthe Kib.

Donnerstag, 24. Nov. hl. Messe für Eheleute Johann und Josephine Leimbach.

Freitag, 24. Nov. hl. Messe für eine verstorbene Mutter.

Samstag, 26. Nov. hl. Messe für Frau Anna Schmidt, geb. Stimpert. Am nächsten Sonntag wird das neue Gesangbuch eingeführt.

Evangelische Gemeinde.

Sonntag, 20. November, Totenfeier. Vormittags 10 Uhr: Gottesdienst. Nachm. 5 Uhr: Bibelfunde.

Frankfurt a. M. (Das Apostolat der Presse.) Der Evangelische Presseverband für Hessen hielt in Frankfurt seine Hauptversammlung unter der Leitung seines Vorsitzenden, des Direktors des hessischen Staatsarchivs Landeskirchenrat D. Hermann ab. In einer Resolution wurde gegen den entstellenden Einfluss der überhandnehmenden wissentlichen Verleumdungen energisch Stellung genommen. Den Hauptvortrag hielt Pfarrer Hilfinger-Stuttgart. Geschäftsführer des württembergischen Presseverbandes, über: „Das Apostolat der Presse“. Aus reichem Sachkenntnis zeigte er die Schwierigkeiten einer gewissenhaften, ihrer volkstümlichen und erziehenden Aufgabe bewussten Presse und die Notwendigkeit, die ethischen und religiösen Kräfte des Christentums zur Mitarbeit zu mobilisieren.

Frankfurt a. M. (Festnahme eines Unterstützungsbetrügers) Kürzlich ist in Würzburg der Hilfsarbeiter Heinz Ritter wegen Unterstützungsbetrügens festgenommen worden. Ritter wandte sich hauptsächlich an die Leiter und Leiterinnen der Kreisvereine des Roten Kreuzes und an Schwesternstationen. Er gab sich als Freiherr von Derkohn zu Derkohn oder als Graf Dr. Greis aus und erzählte, in Jugoslawien wegen Erteilung von Unterricht in deutscher Sprache zu fünf Monaten Kerker verurteilt worden zu sein. Zur Befristung seiner Erzählungen fertigte er Empfehlungsschreiben an, die er mit dem Siegel der St. Nikolai-Pfarrer in Bernburg verah. Das Siegel hatte er kurz vorher gestohlen. Der Schwindler ist u. a. auch in Frankfurt a. M. aufgetreten.

Frankfurt a. M. (Die Bestechungssache beim Bau der Alldaregulierung.) Ende August verurteilte das Große Schöffengericht den Oberingenieur Stapf der Freiburger Baufirma Schilder wegen aktiver Bestechung zu 600 Mark Geldstrafe. Dieses Urteil hat nunmehr Rechtskraft erlangt, die von Stapf eingelegte Revision wurde verworfen.

Wormstadt. Zu Beginn der Stadtratsitzung meldete sich der kommunistische Stadtrat Fröba zur Geschäftsordnung zum Wort und verlas eine Reihe kommunistischer Agitationsanträge, die er auch gleich begründen wollte. Der Oberbürgermeister entzog ihm das Wort und forderte ihn, als er trotzdem weiter sprach auf, den Sitzungssaal zu verlassen. Dem leistete Fröba ebenfalls nicht Folge, so daß auf Veranlassung des Oberbürgermeisters Fröba durch die Polizei aus dem Saal entfernt und in Polizeihast genommen werden mußte. Am Abend wurde Fröba wieder auf freien Fuß gesetzt. Vor dem Rathaus hatte sich eine Menschenansammlung gebildet, die von der Polizei ohne Widerstand zerstreut wurde.

Weglar. (Opfer einer Blutvergiftung.) Ein etwa 20-jähriges Mädchen aus dem benachbarten Kreisort Bonbaden hatte sich eine kleine Verletzung am Arm zugezogen, die es nicht beachtete. Nach einigen Tagen schwoll der Arm stark an. Der Arzt ordnete sofort die Ueberführung ins Krankenhaus an. Hier mußte der Arm amputiert werden. Nach zwei Tagen furchtbaren Leidens war das Mädchen tot.

Kassel. (Aus der evangelischen Landeskirche.) Ernannt ist der Pfarrer Haupt in Baake, Kirchenkreis Hofgeismar, zum Pfarrer in Kassel-Rothenditmold, Kirchenkreis Kassel-Stadt, ab 1. Januar 1933. In den Ruhestand versetzt: Pfarrer Rolke in Wichte, Kirchenkreis Melungen, ab 1. April 1933.

Darmstadt. (Protest gegen die Verlegung von Reichsbahnen.) In der Stadtratsitzung wurde einstimmig eine Entschließung gefaßt, in der es u. a. heißt: Die geplante Verlegung der Oberpostdirektion Darmstadt und des Landesfinanzamtes Darmstadt würde eine ungeheure wirtschaftliche Schädigung der Stadt Darmstadt bedeuten. Diesen Schaden kann eine Stadt wie Darmstadt, die durch den Verlust der Residenz und Garnison und die Verarmung ihres zahlreichen Rentnerstandes schwerer als jede andere Stadt in Mitteleuropa gezogen worden ist, nicht ertragen, ohne daß ihre Lebensgrundlage zerstört wird. Ebenso wenig kann es als zweckmäßig und berechtigt anerkannt werden, Reichsbehörden nach und nach in einzelnen bevorzugten Großstädten zu vereinnahmen. Der Stadtrat erwartet von der Reichsregierung, daß die verheißene Uchtung der Eigenstaatlichkeit der Länder nicht dadurch illusorisch wird, daß man dem Lande Hessen die aus seiner Eigenstaatlichkeit erwachsenen und mit dieser organisch verbundenen Reichsbehörden wegnimmt. Von der hessischen Regierung darf erwartet werden, daß sie ihren ganzen Einfluss ausbietet, um eine der Stadt Darmstadt abträgliche Entscheidung abzuwenden.

Darmstadt. (Töblicher Ausgang einer politischen Schlägerei.) Das Schwurgericht verhandelte gegen den der nationalsozialistischen Partei angehörenden Kaufmann Hans Bann aus Darmstadt wegen Körperverletzung mit Todesfolge aus politischen Gründen. Am 10. Juli befand sich der Angeklagte mit Parteigenossen in einer Wirtschaft der Alexanderstraße, als ein als Kraweeler bekannter Brexelerverkäufer namens Walter in das Lokal kam. Dieser begrüßte die Nationalsozialisten mit „Heil Butler“, worauf man ihn hinauswarf und ihm einen Tritt versetzte. Ein anderer ohrfeigte den Mann, ein dritter, nämlich der Angeklagte, schlug ihm draußen ins Gesicht. Walter fiel um, schlug mit dem Kopf auf einen Mauervorsprung und starb nach einigen Stunden im Krankenhaus, wahrscheinlich an Gehirnhautentzündung. Entgegen dem Antrag des Staatsanwaltes, der auf ein Jahr sechs Monate Gefängnis lautete, erkannte das Gericht auf acht Monate Gefängnis. In der Urteilsbegründung wird festgestellt, es sei nicht erwiesen, daß Bann dem Getöteten einen Fuchtritt versetzt und auch nicht, daß er ihn mit der Faust erschlagen habe. Fest stehe hingegen, daß die Nationalsozialisten durch die Zurufe Walters gereizt worden seien.

Kassel. In einer Sitzung des Landesausschusses wurde eine größere Reihe von Personalangelegenheiten behandelt. Die Vorschläge der Hessischen Brandversicherungsanstalt und des Viehschadenfonds wurden genehmigt. Bei der Gebäudeabteilung der Hessischen Brandversicherungsanstalt wurde beschloffen, für das Etatsjahr (Kalenderjahr 1933) eine weitere Senkung der Brandbeiträge in dem gleichen Ausmaß wie im Vorjahr eintreten zu lassen. Bei dem Viehschadenfonds wurde für Rindvieh eine Senkung des vorjährigen Beitrags von 50 auf 35 Pfennig für das Stück beschloffen. Der Landesausschuß beschloß ferner, die Reichsbahnhauptverwaltung zu bitten, wenn irgend möglich dem niederrheinischen Gebiet baldigst Schotteraufräge zugehen zu lassen, um den Fortbestand der Schotterbrücke zu ermöglichen und um dem Pflasterbetrieb wenigstens ein Arbeiten zu ermöglichen, das Verluste ausschließt.

Nus Bad Homburg

Totensonntag.

Toten-sonntag! Der letzte Sonntag des Kirchenjahres ist unseren Toten geweiht. Mehr als an den anderen Tagen des Jahres gedenken wir heute derjenigen, die einst mit uns gescherzt und gelacht, Freud und Leid mit uns geteilt haben und deren Scheiden uns mit tiefer Trauer erfüllte und unsere Seele in bitterem Schmerz zerriss. Nun fallen die letzten bunten Blätter auf die kleinen eisenumrankten Hügel, als wollten sie den Dahingegangenen den letzten stummen Sommergruß bringen und den letzten Trost, daß auch die Natur sich zum Sterben bereit macht und ihr letztes Leben auf die Stätten des Todes bettet.

Am Sonntagmorgen tönen in dumpfen, langsamen Schlägen die Glocken. Stumm und andachtsvoll stehen wir da in den langen Gräberreihen. Die Menge der Grabsteine führt uns mit ihren kalten Schriftzügen das große Lebensdrama von Tod und Vergehen vor unsere Seele. Schicksal auf Schicksal entrollt sich vor unseren Augen. Dort liegt der Vater, der allzufrüh der trauernden Witwe und den unversorgten Kindern entrissen ist. Ein junges hoffnungsvolles Leben birgt ein anderes Grab, den Ernährer einer alten, verwitweten Mutter. Zerstückt sind seine Ideale vom Aufstieg im Lebenskampfe, umsonst war sein Streben, und dahin sind die Hoffnungen der betagten Frau. Da steht ein junger Mann am Hügel seiner Braut, die ihm der Tod aus seinen liebenden Armen entrissen hat. Tiefe Wehmut geht von den kleinen Gräbern aus, die das Liebste der Eltern bergen, jene, die nicht die Leiden der Menschheit kennen lernen sollten. So stehen viele an den Hügeln der teuren Entschlafenen.

Aber nicht jedem ist es möglich, die Gräber seiner Angehörigen zu besuchen und zu schmücken. Die Gedanken vieler eilen hinaus auf das große Totenfeld des Weltkrieges, wo in fremder Erde und oft an unbekannten Stätten die ruhen, welche für Heimat und Herz den Heldentod starben. Keine Blume der Dankbarkeit schmückt heute die einsamen Gräber. Aber kostbarer als alle Kränze sind die blutroten und feurigen Blumen der Sehnsucht und der Trauer, die auf Flügeln der Seele hinausgetragen werden zu den stillen Söhnen deutscher Kraft.

Reichszuschüsse für Bauarbeiten.

Die Magistratspreßstelle schreibt uns: Die der Stadt Bad Homburg von Regierung in Wiesbaden zur Vornahme von Instandsetzungsarbeiten an Wohngebäuden und Wohnungsstellungen zugebilligten 16 000 bzw. 8000 RM. sind nunmehr, nachdem die bisher erledigten 75 Anträge in 3 Sitzungen der zuständigen städt. Kommission beraten wurden, restlos aufgeteilt worden. Die Zahl der noch vorliegenden weiteren Anträge beläuft sich auf 13. Fehler Einreichungsfrist von Anträgen ist bekanntlich der 1. Dezember ds. Jhs.

Bereits vor einer Woche ist durch den Magistrat bei dem Herrn Regierungspräsidenten eine Erhöhung der bisher zur Verfügung stehenden Zuschußsumme beantragt worden.

Da die zu gewährenden Reichszuschüsse nur jeweils $\frac{1}{2}$ der Kosten der Ausführungskosten betragen, wird schon allein durch die bisher zugesicherten Beträge dem hiesigen Handwerk für ca. 100 000 RM. Arbeitsgelegenheit verschafft, was umso mehr zu begrüßen ist, als wie überall so auch hier die übrige Bauwirtschaft sehr gering ist.

Verein für Geschichte und Altertumskunde. Herr Dr. Erwin Caspar Conrath spricht heute abend, 8,15 Uhr, im Mittelsaal des Kurhauses in Anlehnung seines kürzlich erschienenen Buches über das Thema „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.“

Konzert und Tanglew im Kurhaus fallen mögen anlässlich des Totensonntags aus.

Die Aufführung des Weihnachts-Oratoriums von J. S. Bach. (1. Adventssonntag) in der Erlöserkirche beginnt nachmittags 5 Uhr. Festordnung mit Einführung und Text für 0,50 bis 2.— RM. sind außer bei den Mitgliedern im Vorverkauf in der Kasse der Erlöserkirche, im Musikhaus Grüner, bei Juwelier Altemann und im Porzellangeschäft Winkel, Luisenstraße, zu haben. Da bisher bei sämtlichen Veranstaltungen des Chores die Wünsche nach den billigsten Plätzen unmittelbar vor der Aufführung nicht mehr erfüllt werden konnten, so sei hierdurch nochmals auf den Vorverkauf hingewiesen. Die Besetzung des Soliquartetts hat in diesem Jahre bis auf den erprobten Tenorpart des Herrn Proscholdt eine Veränderung durch Mitwirkende erfahren, die d. T. erst kürzlich in der Schweiz große Erfolge in der Darbietung Bach'scher Werke hatten.

Kurhaus-Theater. Am Donnerstag, dem 24. November, geht die erfolgreiche Schlageroperette „Madonna! wo bist Du?“ in drei Akten von Albrecht Haselbach in Szene. Wer kannte den Namen Haselbach? Und plötzlich kommt in Berlin die Operette „Madonna! wo bist Du?“ am Vossing-Theater heraus und wird ein großer Erfolg. Nach all den Revue-Operetten freut sich das Publikum, einmal wieder eine einfache, aber sinnvolle, gefällige Handlung zu hören, die sich möglichst weit zu tragen könnte, wie der Ergötterer Berluch sie sich ausgedacht hat. Wer ist die geheimnisvolle Dame, die auf der Maskerade so lehnhaftig gesucht wird? Warum verbirgt sie sich? warum will sie ihre Anwesenheit auf dem Fest nicht wahrhaben? Das alles stellt sich im Verlauf des Abends heraus, fünf Bilder hindurch, und Haselbach hat es verstanden, diese Begebenheit in eine leichte Melodienfolge zu hüllen, die dem Liebesspaar besondere Gelegenheit zu Duellen und Solopartien bietet. In Berlin kam es zu über 100 Aufführungen, und Düsseldorf, Hannover, Leipzig und München, welche folgten, konnten denselben Beifall des Publikums verzeichnen.

Zum Gastspiel der „7 Berliner.“ Es wird interessieren, Näheres über die Zusammenfassung dieses

erfolgreichen Cabarets zu erfahren, über das wir in unserer Ausgabe vom 15. November schon ein paar einleitende Worte brachten. Wie wir schon andeuteten, sind hier nicht wahllos und programmlos 7 Leute zu einem Ensemble vereinigt worden, um in der Provinz billige Vorbeeren zu ernen, sondern die künstlerische Leiterin, Therese Baerwald, hat sorgfältig gewählt und gefeilt, bevor sie sich entschloß, nach Frankfurt zu gehen. Jedes der Mitglieder hat sich entweder auf kabarellistischer Basis oder in einem verwandten Zweig der Kleinkunst schon einen Namen geschaffen, und wo dies noch nicht der Fall war, hat Therese Baerwald solange geformt und gefeilt, bis sie die leistungsfähige Reife erreichte. Inge Barisch ist selbst für Berlin schon ein Begriff. „Berlin hat eine große Künstlerin mehr“ schrieb das Berliner „12-Uhr-Blatt“ bei ihrem Ausreifen in der Kalakombe, deren ständiges Mitglied sie ist, wie ja auch Therese Baerwald, die sich durch ihre Parodien in Berlin einen Namen schuf. Ebenfalls entdeckt in der Kalakombe wurde der Komponist und Pianist Günter Neumann. Ellen Frank kommt von Friedrich Holländers „Tingel-Tangel“. Hier bildet Schönheit und Können ein harmonisches Ganzes“ schrieb die „B.Z. am Mittag“. Ebenfalls eine Entdeckung Friedrich Holländers ist Robert Klein-Vörk, vorher schon bekannt aus seiner Tätigkeit im Tonfilm. Wir nennen hier nur den „Blauen Engel“ und „Fünf von der Jazzband“. „In den Chansons von einer Saitre und seltenen Schärfe, in den Sketchs von einer umwerfenden Komik“ schrieb das „Tempo“ über ihn. Bernhard Veltz kommt ebenfalls vom Film und errang seine ersten Cabarett-Erfolge im „Blauen Vogel“. „Er vereint auf das glücklichste Charme, Eleganz und Humor, ein echter Cabarellist“, schrieb das „8-Uhr-Abendblatt“. Die Tänzerin Fräulein Garbe war bei Caban an der Berliner Staatsoper, später in gleicher Eigenschaft am Landestheater in Darmstadt. Georg Gülich spielte bei Erich Charell im Großen Schauspielhaus im „Weißen Röhl“. „Ein Komiker des Körpers“, wie die Presse feststellte. Warum wir Ihnen das alles erzählen? Jawohl, Sie haben es erraten: Am 28. November (Montag) wird dieses Ensemble in Homburg einmal gastieren, bevor die Künstler Frankfurt verlassen, um ihre Gastspielverpflichtungen in allen Teilen des Reiches zu erfüllen.

Ein neues Weihnachtssoratorium. Das hiesige Musikleben wird demnächst durch eine Uraufführung dadurch eine ganz besondere Note erhalten, daß die Künstler, die das Werk schufen, Homburger sind. Am 4. Dezember wird das Werk „Die Geburt Jesu“, ein Oratorium für 5 Solostimmen, Solo-, Anaben- und Gemischten Chor, großes Orchester und Orgel, verbunden mit Bühnenbildern, erstmalig gegeben werden. Das Werk wurde in enger Arbeit von dem allseits bekannten hiesigen Konzertmeister Peter Merz komponiert, während Fräulein Maria Lepper, die sich als Malerin bereits einen Namen gemacht hat, hierzu den Text und die Bühnenbilder (Ausgestaltung) lieferte. Dreiteilig baut sich das Oratorium auf. Nach einem eindrucksvollen Vorspiel werden Anabenchöre das eigentliche Werk leiten lassen, das in zwei folgenden Sätzen die Begebenheiten um die Geburt Jesu skizzieren will. Die Bühne wird hierbei dem Ganzen eine gewisse Assistenz leisten. Die erwähnten beiden Sätze setzen sich aus neun Bildern zusammen, die jeweils durch den Evangelisten (Tenorsolo) eingeleitet werden. Als Mitwirkende wurden folgende Artists gewonnen: Frau Anita Sievert, Sopran, Fräulein Sieglinde Buchhold, Alt, Wilhelm Proscholdt-Tenor, Georg Hoffmann, Bariton und Josef Würthen-Bass. Der große Chor ist 100 Personen stark; der Anabenchor zählt 25 Sänger. Der instrumentale Teil liegt in den Händen des Oberleiters Musikvereins, der durch Homburger Musikfreunde an diesem Abend auf 30 Mann verstärkt sein wird. Einschließlich der auf der Bühne Beschäftigten wird das Merz'sche Werk somit von 180 Personen getragen werden. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Komponist und die Texterfinderin den Abend als Wohltätigkeitsveranstaltung aufziehen werden, um dessen Erlös der Jugendfürsorge zuzuführen. Wir werden nächstens in intensiver Form auf das Oratorium zurückkommen, wünschen aber bereits heute schon allen Mitwirkenden, daß sie es zu vollem Erfolg führen mögen.

Vielspielhaus. Bis einschließlich Sonntag die beiden Schläger: „Immis Millionen“ und „Don Manuel der Bandit.“

Uffinger Handwerk will selbständig bleiben. Die in Wehrheim stattfindende Herbstversammlung des Handwerker- und Gewerbeverbandes des Kreises Uffingen hat zu der Frage der neuen Kreisgliederung eingehend Stellung genommen und einstimmig folgenden Beschluß gefaßt: Der Handwerker- und Gewerbeverband des Kreises Uffingen bleibt als selbständiger Kreisverband bestehen unter der Bezeichnung „Handwerker- und Gewerbeverband des vormaligen Kreises Uffingen“. Zur Behandlung aller gemeinsamen Fragen soll eine Arbeitsgemeinschaft mit den Kreisverbänden in Bad Homburg und Adnalden gebildet werden. Dem Vorstand des Handwerker- und Gewerbevereins des vormaligen Kreises Uffingen wird die nähere Regelung dieser Frage gemeinsam mit den Vorständen der beiden anderen Kreisverbände übertragen.

Gedächtnisfeier für die Toten des Weltkrieges. Der Sonntag, der 20. November, ist Totensonntag. Wie alljährlich, veranstaltet auch dieses Jahr wieder an diesem Tage der Reichsbund der Kriegsschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen im Sitzungssaal des Reichstages in Berlin eine Gedächtnisfeier für die Toten des Weltkrieges. Der Südwestfunk übernimmt von 12.30 Uhr ab diese Feier, in der musikalische Darbietungen, Rezitationen und Ansprachen abwechseln, die auf den Ernst der Stunde abgestimmt sind.

Gewerkschaftliche Führertagung in Frankfurt a. M. Der Gau Hessen des Gewerkschaftsbundes

der Angestellten hat für Samstag und Sonntag, 19. und 20. November, seine Führer aus dem hiesigen Gaugelb nach Frankfurt a. M. berufen. Neben der Erörterung von internen Bundesangelegenheiten findet eine Schulung in Versammlungs-Technik statt. Der 2. Bundesvorsitzende des GDA, Max Rößiger, M.d.R.M.R., Berlin, nimmt an der Tagung teil und spricht über das Thema „Der neue Kurs in Staat und Wirtschaft“. Außerdem wird Gaugelbtsführer Fuhrmann über „Die soziale Lage der Angestellten im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet“ sprechen.

Gonzenheim

Ehrenurkunde für 25jährige Tätigkeit. Vor kurzem konnte der Beigeordnete der Gemeinde, Herr Heinrich Wagner, auf eine 25jährige Tätigkeit als Mitglied der Gemeindekörperschaften zurückblicken. Er hat während dieser Zeit im Interesse der Gemeinde viel Gutes und Segensreiches geleistet. Aus diesem Anlaß wurde ihm seitens des Verbandes Preuß. Landgemeinden eine Ehrenurkunde verliehen, die ihm gelegentlich der am 18. d. Mts. stattgefundenen Bürgermeisterversammlung des Oberlaunuskreises überreicht wurde. Hoffentlich ist es Herrn Beigeordneten Wagner vergönnt, noch recht lange zum Segen der Gemeinde zu wirken.

Am Buß und Bettag richtete der Kirchenvorstand folgende Ansprache an die Gemeinde: „Der Kirchenvorstand möchte der Gemeinde am heiligen Buß- und Bettag noch ein Wort über die Bedeutung des Belglockenläutens sagen, nachdem im letzten Jahre in der Gemeinde darüber verhandelt worden ist, ob das tägliche Läuten um 11 Uhr vormittags und um 8 Uhr abends aus Sparamkeitsgründen eingestellt werden solle. Soweit wir sehen, wurde das Läuten zu den genannten Stunden bei uns wohl nur noch als eine Zeitangabe verstanden und gewertet.“

Das Läuten einer Glocke zu bestimmten Zeiten des Werktages ist eine jahrhundertalte christliche Sitte. Wo diese Sitte lebendig geblieben ist, da wird der Klang der Glocke verstanden als ein Ruf von Gott zu Gott. „Nur ewigen und ersten Dingen sei ihr metallener Mund geweiht“ — so beschreibt Friedrich Schiller im „Ued von der Glocke“ der Glocke Beruf. Sie ist Gottes Stimme: „Soll eine Stimme sein von oben wie der Gesirne helle Schär, die ihren Schöpfer wandelnd loben und führen das bekränzte Jahr.“

Das Felerabendgelaute ist das älteste. Zu ihm kam im 14. Jahrhundert (also schon vor 600 Jahren) das Morgengelaute hinzu und endlich, teils in den Zeiten der Türkengefahr, teils in den Mitten des 30jährigen Krieges das Mittagsgelaute, „die Türkenkloche“ oder das Läuten „pro pace“ als Wille für den Frieden, wie Luther gedichtet hat: „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten. Es ist doch ja kein andrer nicht, der für uns könnte streiten, den Du unser Gott alleine.“

Alle Sitten, gute Sitten haben nur Wert, wenn man sich etwas dabei denkt. Wer betet bei uns noch, wenn er die Belglocke hört? Der heilige Buß- und Bettag will uns mahnen, das Läuten am Werktag nicht mehr bloß als eine Zeitangabe hinzunehmen und zu werfen, sondern der Ruf der Glocke zum Gebet in's Herz einzulassen. Es heißt auch hier: „Verdirb es nicht; es ist ein Segen darin.“ Wenn wir auch nicht immer in dem Augenblick belen können, wenn die Glocke ertönt, so kann ihr Klang doch für uns alle eine Erinnerung sein an das Gebet. Von uns aus als Christengemeinde ist das Läuten der Glocke zu allen Zeiten und in allen Fällen nur ein Ruf zu Gott. Der Kirchenvorstand hat beschlossen, daß in Zukunft wieder dreimal am Tage die Belglocke gelaute wird und zwar in diesen Wintermonaten morgens um 7 Uhr, mittags um 11 Uhr und abends um 7 Uhr. Der die Glocke läute, tut es mit Gebet für die Gemeinde. Götterdienst ist Gottesdienst, und Du Götter rufft uns alle auf einen guten Weg.

Möchte der Klang der Glocke viele Herzen erreichen und bewegen, daß wir mit unserem Tagewerk allezeit Menschen sind unter Gott, die gern und beständig belen: „Sprich ja zu meinen Taten, bis selbst das Beste ralen, den Anfang, Mitt und Ende, ach Herr zum besten wende!“ „Und wie der Klang im Ohr verwehet, der mächtig tönd ihr entschallt, so lehre sie, daß nichts besteht, daß alles Irdische verhallt.“ —

Bildervortrag. Am Totensonntag, abends 8 Uhr, wird Herr Pfarrer Rippoldt, Bad Homburg, in der Gemeindehalle, an der Jahnstraße, einen Bildervortrag halten: „An den Gräbern unserer Gefallenen“. Herr Pfarrer Rippoldt hat als Vorsitzender des Bezirksverbandes Nassau des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge im letzten Sommer viele deutsche Soldatenfriedhöfe an der Westfront besucht. Die Bilder, die er mitbrachte, geben Zeugnis von der Arbeit der Deutschen Kriegsgräberfürsorge, die für eine würdige Instandsetzung und dauernde Pflege der deutschen Soldatenfriedhöfe schon Großes geleistet hat. Der Besuch des Vortrages wird sehr empfohlen.

Familien-Nachrichten.

Gekorben: Frau Ella Holzmann, geb. Mehler, 65 Jahre, Bad Homburg. Beerdigung: Sonntag nachmittag, 2.30 Uhr, vom Trauerhause, Elisabethstraße 35, aus.

Sterbefälle der letzten Woche:

Vender, Georg August, 24 Jahre, Stierstadt; Reul, geb. Kunkel, Anna Maria, 39 Jahre, Oberhüchstadt; Knapp, geb. Rämiche, Maria, 26 Jahre, Luisenstraße 39; Aktva, Wilhelm, 67 Jahre, Rathhausstraße 1; Pindt, Emil Peter, 60 Jahre, Landgrafenstraße 36.

Verantwortlich für Redaktion, Druck und Verlag: Frig W. A. Krägenbrint, Bad Homburg, Telefon 2707. Druck und Verlag: Otto Wagenbreth & Co., Bad Homburg

Kristall glitzert in tausend Lichtern



Porzellan schimmert perlengleich — pflegen Sie beides immer mit **IMI** Niemals zuvor zeigten Ihre Obstschalen, Vasen, Aufsätze, Bowlen und farbiges Kunstglas ein solches Feuer, ein solch schillerndes Kleid. Heimkultur für wenige Pfennige durch das unvergleichliche **IMI**.

Beim Geschirraufwaschen genügt ein Kaffeelöffel **IMI** für eine normale Aufwaschschüssel. So ergiebig ist es!



zum Aufwaschen, Spülen, Reinigen für Geschirr und alles Hausgerät



Hergestellt in den Persilwerken.

Todesanzeige.

Hierdurch die traurige Mitteilung, daß mein lieber Onkel,

Hauptmann a. D. Professor Dr. Adolf Schwarz
Studienrat i. R.

Donnerstagabend, 8.30 Uhr, nach kurzer Krankheit, im 83. Lebensjahre, sanft entschlafen ist.

Die trauernden Hinterbliebenen:
J. d. M.:
Frau Hedwig Friz.

Die Beerdigung findet statt: Sonntag, 20. Nov., nachm. 3 Uhr, vom Sterbehause, Oberursel, Damischstr. 2. Man bittet von Beileidsbesuchen absehen zu wollen.

Ämtliche Bekanntmachungen der Stadt Oberursel.

Umlage zum Rindvieh-Entschädigungsfonds.

Die im laufenden Jahre erhobene Umlage zum Rindvieh-Entschädigungsfonds in Höhe von 1,25 RM für jedes versicherungspflichtige Stück Rindvieh, ist durch Beschluß des Landesausschusses auf 1.—RM herabgesetzt worden. Die Mehrleistung wird auf die nächstjährige Umlage angerechnet werden.

Oberursel (Es.), den 15. November 1932.

Der Magistrat: Dorn.

Edles Porzellan!

Der Wunsch jeder Frau!

Ia. Tafel-, Kaffee-, Tee- u. Mokkaservice
In modernen Mustern. Nur bestes Markenporzellan.
Metall-Porzellan in erstklassigen Ausführungen.
Silb.-Wappenbesteck

100 g Silberauflage. Garantie 50 Jahre.
Zahlung in bequemen Monatsraten ohne Aufschlag.
Lieferung sofort möglich. Zuschr. unt. 9995 a. d. Exp. d. Bl.

Zeitungsansträger(in) für Oberstedten gesucht

Es wollen sich nur durchaus zuverlässige, ehrliche Leute melden (nachmittags 4 Uhr) beim Verlag dieser Zeitung.



Heinz Ruhmann in

Strich durch die Rechnung

mit Tony van Eyck, Otto Wallburg, Jacob Tiedtke, Fritz Kampers, Herm. Speelmann, Ludw. Stössel, Gusti Stark, Bestettenbauer u. a.

Hier das Urteil der Berliner Presse: Man soll mit Superlativen vorsichtig sein, aber diesen „Strich durch die Rechnung“ kann man ohne Anstand als den gelungensten deutschen Unterhaltungsfilm der Saison bezeichnen. „Vossische Zeitung“

Oberurseler Bau- u. Sparverein e. G. m. b. H.

Im Hause Friedensstraße 15 (1. Stock) ist eine **2-Zimmer-Wohnung** mit Manfard zum 1. 12. 32 zu vermieten. Näheres bei Herrn Direktor Mengel. Der Vorstand.

Der heutigen Zeit Rechnung tragend, empfiehlt die **Mühlen-Väterer-Kirdorf** ihr **Qual.-Wetterauer-Bauern-Brot** (Moggen-Brot) per Maß 3 Pfund 40 Pf. Auch alles sonstige Gebäck zum billigsten Preise. Täglich frisch gebackene Mitbringsel, beste Verstellung, per Stück 5 und 10 Pf. Verkaufsstelle: Oberhöchstädter Straße 14. Mühle Wollauer. Dasselbst auch Aussträger (in) gesucht.

D. R. P. Pyrund D. R. P.

Die beste **Koch-, Heiz-, Bad- u. Hängelplatte d. Welt** 40% Kohlenersparnis! Von vielen Hausfrauenvereinen ausprobiert und anerkannt. Vertreter für Oberursel und Umgebung: J. Mischel, Oberursel, Feldbergstraße 47

Briefstauben-Ausstellung

des Briefstauben-Bereins „Gut Flug“
Bad Homburg
im Gasthaus „Zur Neuen Brücke“
Sonntag, den 20. Novbr. 1932,
geöffnet von 8 bis 18 Uhr
Als Preisrichter amt. Herr G. Bachmann
Eintritt 20 Pf.

Lohnende Existenz

bietet sich fleißigen, redigewandten Herren durch Übernahme einer Bezirksvertretung zum Vertrieb altbekannter und leichtveräußerlicher Artikel, die in jeder Viehhaltung laufend gebraucht werden, an Landwirte etc. Große Absatzmöglichkeiten und hohe Provision. Daher gutes Einkommen! Fachkenntnisse nicht erforderlich, Einarbeitung und Propaganda-Unterstützung kostenlos. Schriftliche Angebote mit genauer Angabe des bereiften Bezirks unter V 8 85 an die Exped. dieser Zeitung.

Das vorzögl. u. prompt wirkende Naturprodukt

NEDA-Fruchtwürfel

gegen Darmträgheit.
NEU ist die maschinelle Verpackung in kaschlierten Aluminiumfolien zu 1 und 3 Würfel verpackt, welche ein Ausrohren verhindern, Haltbarkeit und Wirksamkeit erhöhen. Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

8.162 Millionen bisher zugeteilt

Wir vergeben billige, unkündbare zum Bau oder Kauf eines Eigenheims, zur Entschuldung d. Scholle z. Ablösung teurer Hypotheken, z. Erbauseinandersetzung u. s. w.

Größte Sicherheit • Lebensversicherungs-Schutz • Gerichte-Zuteilung

Deutsche Bausparkasse A-G Berlin

WB Unter den Linden 10 • Gegründet 1929

Prospekte unentgeltl. und kostenlos



UFA-THEATER IM SCHWAN

Frankfurt am Main
Totensonntag 3 5 7 9 Uhr. Wochent. 4 6,15 8,30 Uhr
Die Presse urteilt:

Ein schenswertes Programm

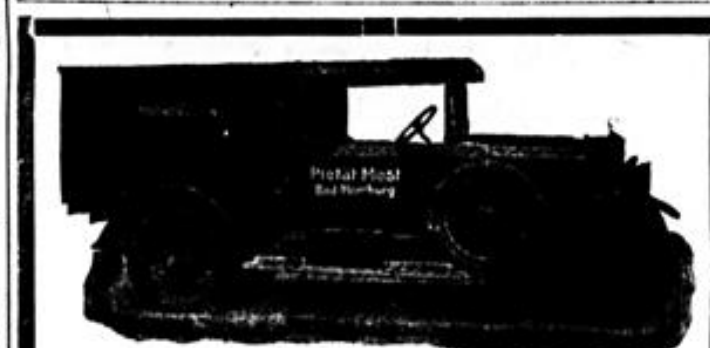
IGLU (Der große Eskimo-Film)

Das ewige Schweigen

Im Beiprogramm:

Wildwasserfahrt in den schwarzen Bergen

Prächtige Bilder von einer Faltbootreise, Jugendliche haben Zutritt.



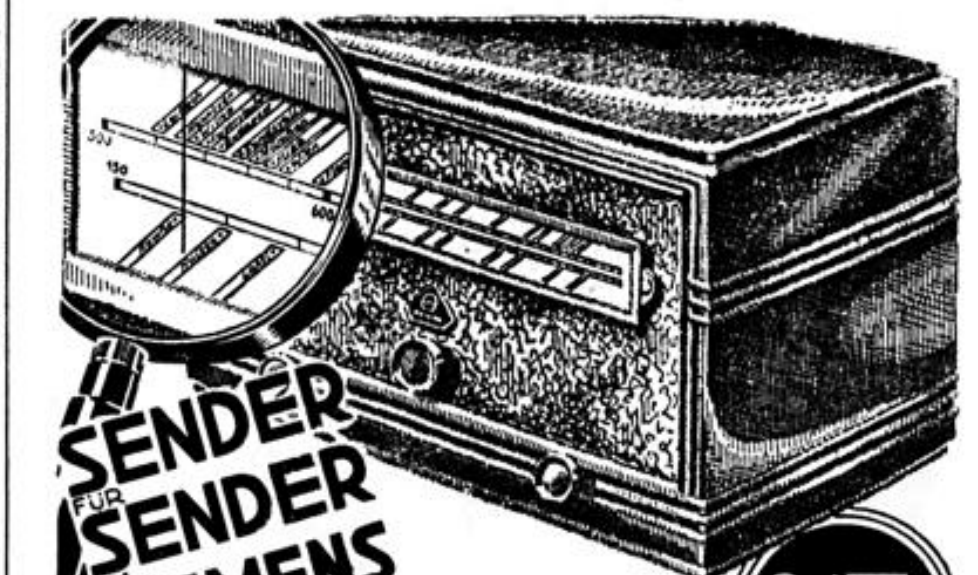
Bei Sterbefällen

wende man sich wegen **Beerdigungen**

Feuerbestattungen, Leichentransporte (nach allen Gegenden) mittels Auto etc. an

Pietät Mest 1. Homb. Beerdigungs-Institut
Hainstraße 13 Telefon 2464

Ein Juwel in unserer Zeitung, Es findet weiteste Verbreitung!



Frankfurter Local-Bahn A.G.
Bad Homburg v. d. H.
Verkaufsstelle; Ludwigstraße 12

1 großes Zimmer u. Küche

mit Zubehör zu vermieten
Oberursel, Pfingstweidstr. 3



Hunde abzugeben
Frankfurt
Weberstr. 24

Getragene guterhalt.

Herren-Bekleidung

zu kaufen gesucht
Bad Homburg, Bismarckstr. 11 1/2 pt

Schmuck, edel. Eichen

Schlafzimmer

reich mit Nußbaum abg., gute Schreinerarbeit, mit 300. Schrk., zusammen 8 Teile
nur 298.- Mk.
langj. Garantie! Die Nachr. u. „Möbelhdlg.“ an d. Ztg., wann unverbindl. Besichtigung möglich.

Barkredite

von RM. 200.— aufwärts erh. Landwirte, Beamte, Geschäftsleute u. Privats zu günstigsten Bedingungen bei langfristiger Amortisation ohne Vorkosten durch **Westdeutsche Kredit-Ges. m. b. H.** Nähere Ausk. erteilt: **K. Proescholdt, Frankfurt a. M. 21, Heine, Tessenowweg 1, (Rückporto erbeten!)**

Möbl. Zimmer

sofort zu vermieten
Bad Homburg, Ferdinandplatz 201

Bad Nomburger Neueste Nachrichten

Beilage zu Nr. 272 vom 19. November 1932

Gedenktage.

19. November.

- 1231 Die heilige Elisabeth von Thüringen in Marburg a. d. Bahn gestorben.
1770 Der Bildhauer Bertel Thorvaldsen auf See, zwischen Island und Dänemark, geboren.
1805 Ferdinand Visconti de Vessèpe, Erbauer des Suezkanals, in Versailles geboren.
1828 Der Komponist Franz Schubert in Wien gestorben.
1865 Der Maler und Kunstgewerbler Otto Eckmann in Hamburg geboren.
1869 Eröffnung des Suezkanals.
Sonnenaufgang 7,24 Sonnenuntergang 16,07
Mondaufgang 21,00 Monduntergang 12,41

20. November.

- 1602 Der Physiker Otto von Guericke in Magdeburg geboren.
1802 Der Maler Wilhelm von Kugelgen in St. Petersburg geboren.
1858 Die schwedische Schriftstellerin Selma Lagerlöf in Marbada geboren.
1879 Der Schriftsteller Heinrich Liliensiefen in Stuttgart geboren.
1910 Der Schriftsteller Graf Leo Tolstoi in Astapowo gestorben.
1915 Der Schriftsteller Johannes Trojan in Rostock gestorben.
Sonnenaufgang 7,21 Sonnenuntergang 16,00
Mondaufgang 22,25 Monduntergang 13,00

Hitters Tätigkeit in Braunschweig.

Braunschweig, 19. November.

Der sozialdemokratisch braunschweigische Landtagsabgeordnete Thielmann hatte in einer kleinen Anfrage an die braunschweigische Staatsregierung um Auskunft gebeten, ob Regierungsrat Hitler für den braunschweigischen Staat gearbeitet hätte und welche Aufträge er bisher der Regierung hätte zuführen können. Der Vorsitzende des braunschweigischen Staatsministeriums hat darauf unter dem 15. November wie folgt geantwortet:

Regierungsrat Hitler hat dem Herrn braunschweigischen Minister des Innern nach dessen Mitteilung als Sonderberater in wirtschaftlichen Fragen, insbesondere in der Frage der Erhaltung des Unterharzer Erzbergbaues, wertvolle Dienste geleistet.

Verlängerung des Burgfriedens.

Berlin, 19. Nov. Die Geltungsdauer der Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung des inneren Friedens vom 2. November dieses Jahres, die bis zum 19. November befristet war, ist durch eine Verordnung des Reichspräsidenten bis zum Ablauf des 2. Januar 1933 verlängert worden. Gleichzeitig ist auch die in der ergänzenden Verordnung vom 3. November dieses Jahres enthaltene Ermächtigung verlängert worden, wonach Ausnahmen für Wahlveranstaltungen zugelassen werden sofern diese Wahlen bis zum 15. Januar 1933 einschließlich stattfinden.

Reichsrat gegen Reichsregierung.

Das Plenum nimmt die Entschließungen der Ausschüsse an. Berlin, 19. November.

Die Vollziehung des Reichsrats leitete Reichsinnenminister Freiherr von Gayl mit einem Nachruf für den bayerischen Bevollmächtigten, Geheimrat Dr. Quarz, ein. Der preussische Ministerialdirektor Dr. Brecht begründete dann die Entschließung der vereinigten Reichsratsausschüsse gegen die Maßnahmen des Reichskommissars in Preußen und über die Reichsreform.

Der erste Teil der Entschließung wurde mit 54 gegen 7 Stimmen bei 5 Enthaltungen angenommen. Dagegen stimmten die Provinzen Ostpreußen, Brandenburg, Stadt Berlin, Pommern, Schleswig-Holstein, Hannover und Westpreußen. Stimmenthaltung übten Braunschweig, Oldenburg, Anhalt und die beiden Markgrafen. Der zweite Teil der

Entschließung wurde einstimmig angenommen.

Die Entschließung hat folgenden Wortlaut: I. Die Maßnahmen des Reiches vom 29. und 30. Oktober 1932 gehen über die Maßnahmen, die auf Grund der Notverordnung vom 20. Juli 1932 getroffen wurden, weit hinaus. Ohne bei diesem Anlaß die Frage der Rechtszuständigkeit dieser Verordnungen weiter zu berühren, stellt der Reichsrat fest, daß durch diese Maßnahmen eine grundlegende und tiefgreifende Veränderung im bisherigen, verfassungsmäßig festgelegten Kräfteverhältnis zwischen dem Reich und Preußen, zwischen dem Reich und den Ländern und zwischen den Ländern untereinander herbeigeführt worden ist. Die obersten Reichsorgane haben wiederholt die Zusage gegeben, daß an dem grundsätzlichen Verhältnis zwischen dem Reich und den Ländern nichts geändert werden soll. Der Reichsrat erwartet daher, daß die Reichsregierung im Hinblick auf diese Zusage so rasch wie möglich die zur Beseitigung der eingetretenen Gleichgewichtsveränderung erforderlichen Maßnahmen trifft.

Der zweite Teil lautet: Bei der großen Bedeutung einer Reichsreform für das Schicksal von Volk und Reich stellt der Reichsrat an die Reichsregierung das dringende Ersuchen, unter Vermeidung überflüssiger Maßnahmen und einer übereilten Behandlung die deutschen Länder bei der Gestaltung der Entwürfe noch vor ihrer Verabschiedung im Reichsrat und vor einer öffentlichen Bekanntgabe maßgebend zu beteiligen.

Große Politik in Preußen.

Die Tagesordnung für die nächsten Landtagsitzungen.

Berlin, 19. November.

Am Donnerstag der kommenden Woche wird der preussische Landtag seine Beratungen wieder aufnehmen. Nach Erledigung kleiner Vorlagen wird eine große Aussprache beginnen über vier Abschnitte.

Der erste Abschnitt unter dem Leitmotiv „Regierung der Reichskommissare in Preußen“ wird die Aussprache über die vom Ministerpräsidenten Brauns dem Parlament zugeleitete Entscheidung des Staatsgerichtshofes im Verfassungskonflikt Preußen gegen Reich bringen, sowie im Zusammenhang damit die Erörterung von Anträgen über die Ungültigkeit von Verordnungen usw. des Reichskommissars, über die Pläne zur Verfassungs- und Reichsreform, über den Rücktritt der Reichskommissare und über die von den Sozialdemokraten verlangten Untersuchungsausschüsse wegen der Vorgeschichte der Einsetzung des Reichskommissars und wegen der Personalpolitik des Reichskommissars.

Einstweilen ist ein zweitägiger Sitzungsabschnitt in der nächsten Woche vorgesehen. Es verläutet, daß inzwischen die Koalitionsverhandlungen zwischen Nationalsozialisten und Zentrum wieder aufgenommen werden. Sollten diese Verhandlungen schon bis zur nächsten Woche zu einem Erfolge führen, dann könnte die Wahl des Ministerpräsidenten auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Abhilfe der Krise.

Eine Rede des Reichswirtschaftsministers.

Berlin, 19. November.

Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold sprach in der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft über den Charakter der gegenwärtigen Krise und über Abhilfemaßnahmen. Der Redner wies auf die beschleunigten Fortschritte in der Produktionsstechnik hin, die einen technischen Produktionsapparat aufgetürmt habe, der Grundlage für eine ungeahnte Aufrüstung der Wirtschaft in allen Ländern bot. Die bedeutendste Folge sei die Beschleunigung der Industrialisierung gewesen, die schließlich zu schweren Wachstumsstörungen geführt habe. Das Schulden-, das Kreditproblem, sei zum Zentralproblem dieser Krise geworden. Eine der Hauptaufgaben der Weltwirtschaftskonferenz werde es sein, die Beseitigung der Handelshemmnisse zu fördern. Das sei besonders wichtig für die Lösung der deutschen Auslandsschulden.

Unsere Zahlungsfähigkeit, betonte der Minister, ist allein bedingt durch die Warenmenge, die das Ausland anzunehmen bereit ist. Wir werden zahlen und können zahlen wenn man uns gestattet zu zahlen.

Die Frage, ob sich Deutschland ohne schwere Schäden für den Lebensstandard des deutschen Volkes aus der Weltwirtschaft lösen könne, beantwortete der Minister dahin, daß als berechtigter Kern des sogenannten Autarkiestrebens lediglich die Forderung übrig bleibe, die natürlichen Kräfte des heimischen Bodens voll auszunutzen.

Im Interesse der Rentabilität der Landwirtschaft muß vor allen Dingen, so betonte der Redner mit Nachdruck,

Kostenförmung für die Landwirtschaft erstrebt werden. Ist zu dem Zeitpunkt der völligen Selbst-

förmung, der heute nicht mehr fern ist, die Landwirtschaft nicht so weit gediehen, daß sie durch Kostenförmung die Preise ihrer Erzeugnisse der Kaufkraft der städtischen Bevölkerung anpassen kann, so muß sie einer neuen schweren Krise verfallen.

Die Landwirtschaft ist, da ihr der Weltmarkt verschlossen ist, mit der städtischen Industriebevölkerung auf Gedeih und Verderb verbunden.

Für die Entwicklung des Binnenmarktes ist bedeutsam eine

liberale Kreditgewährung.

Eine Lockerung der Devisenzwangswirtschaft kann erst erwogen werden, wenn die internationalen Schuldverflechtungen auf eine neue Basis gestellt sind und der Gold- und Devisenbestand der Reichsbank gleichzeitig eine Erhöhung erfahren hat.

Nur in der Abwehr ausfuhrdrohender Maßnahmen des Auslandes ist Deutschland gezwungen, Schritte zu ergreifen, die das Gleichgewicht seiner Zahlungs- und Handelsbilanz sichern. Für seine Industrie aber, wie für seine Landwirtschaft wird Deutschland mit allen Mitteln bestrebt sein, den Binnenmarkt zu stärken und alles zu vermeiden, was ihn weiter einengen könnte. Daraus ergibt sich die Auffassung, daß eine Politik allgemeiner Preis- und Lohnsenkungen bei der jetzigen Konjunkturlage verfehlt wäre.

Die Empfänge der Parteiführer.

Berlin, 19. Nov. Ueber die Empfänge der Parteiführer beim Reichspräsidenten am Freitag wird folgende amtliche Verlautbarung veröffentlicht:

Der Reichspräsident empfing den Führer der Deutschen Nationalen Volkspartei, Geheimrat Hugenberg, und den Führer der Zentrumspartei, Prälat Kaas, sowie den Führer der Deutschen Volkspartei, Dingeldey, zu Einzelgesprächen über die politische Lage.

Badischer Landtag.

Das Konkordat im Haushaltsausschuß.

(1) Karlsruhe, 19. November.

Der Haushaltsausschuß des badischen Landtages trat am Freitag zu einer Sitzung zusammen, um die Beratung des Konkordats mit der katholischen Kirche zu beginnen. Als Berichterstatter ging hierbei zunächst Abg. Dr. Fröhlich (S.) auf die geschichtliche Entwicklung der Verhandlungen zwischen der Staatsregierung und der Kurie ein, doch wurde in eine sachliche Erörterung der einzelnen Fragen noch nicht eingetreten, da die Mitglieder des Haushaltsausschusses zunächst einmal die Argumente des Berichterstatters nachprüfen wollten. Es wurden daher zunächst nur Bemerkungen nach allgemeiner Richtung hin gemacht.

Während diesen gab es jedoch eine bemerkenswerte Auseinandersetzung zwischen dem Zentrum und dem Unterrichtsministerium einerseits und der Sozialdemokratie andererseits über die Rolle des früheren sozialdemokratischen Unterrichtsministers Remmele bei der Einleitung und Fortführung der Konkordatsverhandlungen. Während das Zentrum und die Regierung behaupteten, daß Minister Remmele dem Konkordat zugestimmt und die Verhandlungen mit der Kurie eingeleitet habe, bestritten dies die Sozialdemokraten energisch.

Was wolltest Du mit dem Dolch?

Wie der Reichsanwalt „beeinflusst“ werden sollte.

Berlin, 19. November.

Vor einigen Tagen stürzte plötzlich eine Frau in die Reichsanwaltschaft in Berlin. Der Pförtner eilte der Fremden nach und konnte sie im zweiten Stock festhalten. Bei ihr wurde ein Dolch von 28 Zentimeter Länge gefunden, so daß sie sich wegen unbefugten Waffentragens vor dem Schnellrichter zu verantworten hatte. Die Frau gab an, Mitglied der SPD. und ehemalige Funktionärin dieser Partei zu sein.

Auf die Frage des Vorsitzenden nach dem Motive ihres eigenartigen Eindringens in die Reichsanwaltschaft, erklärte die Angeklagte, sie wolle unbedingt zu Reichsanwalt v. Papen, um ihn zur Aenderung seiner Politik zu zwingen. Auf die weitere Frage, wozu sie den Dolch benötigte, erwiderte sie: „Entweder sollte mir der Reichsanwalt erklären, daß er seine Politik jetzt ändern würde, oder ich hätte irgend etwas mit dem Dolch angestellt.“

Trotz eindringlicher Fragen des Staatsanwalts und des Vorsitzenden, was sie mit dieser dunklen Andeutung meine, verweigerte die Frau nähere Angaben. Sie erklärte, daß sie nur im Interesse der Allgemeinheit in die Reichsanwaltschaft eingedrungen sei. Der Schnellrichter erkannte auf drei Monate Gefängnis wegen verbotenen Waffentragens.



Wo man probt,
lobt man „Saba“

Wußten Sie, daß in Deutschland täglich Millionen „Saba ohne“ geraucht werden? Diese Tatsache beweist besser als alle Worte die unerreichte Qualität dieser Cigarette.



Elisabeth *erobert sich* das Glück

ROMAN VON MARGARETE ANKELMANN.

Copyright by Martin Feuchtwanger Halle (Saale)

3. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Na, Hilbchen, so überraschend ist mir diese Verlobung gar nicht gekommen“, sagte die Kommerzienrätin, indem sie den beiden Mädchen die Hand reichte. „Mir gegenüber hatte Hubert nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß er Sibylle Rautenstein einmal zu seiner Frau machen wollte. Die beiden kennen sich ja von Kindheit an und hatten schon lange viel füreinander übrig. Und Sibylle ist ja keine schlechte Partie — ihr Vater ist der reichste Mann von Dresden; sein Einfluß wird Huberts Karriere viel nützen können.“

Aber, Hubert würde Sibylle sicher auch geheiratet haben, wenn sie nicht so reich gewesen wäre; er liebte sie schon lange. Wir können jedenfalls auf unseren Hubert stolz sein. Aber, es wird fast hier draußen, wir wollen lieber hineingehen, da können wir weiter plaudern.“

Sie wandte sich zu Elisabeth. „Kommen Sie mit uns, Fräulein Philipp? Was macht Ihre Kunst? Es tat mir übrigens sehr leid, Sie kürzlich verfehlt zu haben. Ich interessiere mich sehr für Sie und Ihre Kunst. Wie ich höre, wollen Sie mit Professor Landar eine kleine Kunstreise unternehmen?“

„Nein, gnädige Frau, davon kann keine Rede sein. Ich bin noch keineswegs so weit, Kunstreisen unternehmen zu können. Es fehlt noch viel an meiner Ausbildung; aber wir sind zu arm, als daß ich mich anderswo weiter ausbilden könnte. Außerdem geht es meiner Mutter nicht so gut; ich könnte sie nicht verlassen.“

Mit todblaßem Gesicht hatte Elisabeth geantwortet. Diese beiden Menschen hier durften nicht ahnen, daß sie ihr eben den Todesstreich verfehlt hatten. Mit Mühe hielt sie sich aufrecht, gelang es ihr, sich zu verabschieden, ohne daß das Schließen der Tür laut wurde, daß ihr in der Kehle saß. Dann ging sie langsam den Weg zurück.

Die Kommerzienrätin sah ihr einen Augenblick nach. Eigentlich tat ihr das Mädchen leid. Aber — wie hatte diese Lehrerstochter so vermessen sein können, ihre Augen zu Hubert Heilmann zu erheben? Da hatte man natürlich eingreifen müssen.

Und das Eingreifen war erfolgreich gewesen, das konnte man wohl sagen. Ihr Schwager hatte alles aufgegeben, Hubert auf den rechten Weg zu bringen. Auf sein Betreiben war er sofort nach Dresden verkehrt worden. Der alte Heilmann hatte es verstanden, jede Verbindung zwischen Hubert und Elisabeth Philipp zu unterbrechen; keines der beiden hatte je wieder einen Brief vom anderen zu sehen bekommen, jeder Schritt Huberts war überwacht worden.

Aber das alles hätte keinen Sinn gehabt ohne die Schlauelei Sibylle Rautensteins. Sie, die immer schon auf Hubert gelaunt, sich nach ihm verzehrt hatte, war ihm buchstäblich um den Hals gefallen — in einem arrangierten Moment, in dem ihre Mutter das Zimmer betreten hatte. Hubert konnte als Ehrenmann nicht anders handeln, er mußte um Sibylle Rautensteins Hand anhalten.

Das war also alles gut gegangen. Daß dabei die kleine Lehrerstochter ein wenig leiden mußte, das war nicht zu ändern. Sie würde sich sicher bald trösten, mit ihrer Kunst oder mit einem Manne, der besser zu ihr paßte als Hubert Heilmann ...

Mechanisch setzte Elisabeth einen Fuß vor den anderen, langsam und schleppend, bis sie am Wassergraben angelangt war. In ihr war alles tot. Wenn sie nur nicht zu denken brauchte ... nur nicht denken ...

Wenn sie nur erst bei der Mutter war, ihr alles erzählen, sich an ihrem Herzen ausweinen konnte ...

Er hatte sie belogen, ein falsches Spiel mit ihr getrieben. Er, dem sie ganz vertraut, auf den sie gebaut hatte wie auf Granit. Hatte sie belogen, betrogen ... mit jedem Wort ... mit jedem Kuß.

Jetzt endlich war sie an ihrem Häuschen angelangt, machte leise die Haustür auf. In diesem Augenblick stand die alte Aufwartefrau vor ihr, mit erhobenen Händen.

„Oh, Fräulein Elisabeth, daß Sie nur da sind! Kommen Sie schnell, Ihre Mutter ...“

Elisabeth fragte nicht lange, wie gehegt tief sie die Treppe hinauf. Eine entsehlliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt.

„Mütterchen ... Mütterchen ... mach' doch die Augen auf ... ich bin es doch, Elisabeth ...“

Während sie am Bett in die Knie, sah mit großen Augen auf die Mutter, die still und wachsbleich in den Kissen lag, ohne die Augen zu öffnen.

„Mütterchen ... Mütterchen ...“ Leise murmelte es Elisabeth vor sich hin, immer wieder.

Als ob die Kranke den Ruf ihres Kindes gehört hätte, öffnete sie noch einmal die Augen, langsam und schwer. Schielte dann, wie aus ganz weiter Ferne, tastete mit der Hand umher.

Elisabeth ergriff die unruhig suchende Hand, presste sie auf ihr Herz.

Leise murmelten die weißen Lippen der alten Frau:

„Elisabeth ... ich muß dich jetzt allein lassen ... aber ich weiß, du bist nicht verlassen, du hast ja Hubert ... er wird dich beschützen ...“

Elisabeth biß sich die Lippen blutig, um nicht aufzuschreien vor Jammer und Qual.

„Ich bin so müde, Elisabeth. Ich will jetzt schlafen ...“

Die Augen der Kranken fielen wieder zu. Elisabeth blieb neben dem Bett sitzen, regungslos, hielt die Hand der Mutter in der ihren, stundenlang. Sie merkte nicht, daß der Atem der Schlafenden ausatmen begann, endlich

nicht mehr zu hören war. Erst als die Hand der Mutter kälter und kälter wurde, ahnte sie das Schreckliche. Elisabeth fuhr in die Höhe, betrachtete mit starren Augen die Tote und brach mit einem Aufschrei neben dem Bett zusammen ...

Am anderen Morgen war Elisabeth in aller Frühe auf den Beinen. Die alte Behnertin hatte sie zusammen mit dem Doktor zu Bett gebracht, nachdem man sie aus ihrer Ohnmacht erweckt hatte. Dann hatte sie wenige Stunden geschlafen, einen unruhigen, wenig erquickenden Schlaf.

Als der Morgen graute, lag sie wach. Ihr armer Kopf konnte das alles noch nicht fassen, was in den letzten Stunden auf sie eingestürzt war. Sie konnte nicht weinen, in ihr war alles wie abgestorben.

Nun war die Mutter tot und Hubert verloren. Ganz allein stand sie in der Welt, mutterseelenallein. Was sollte nur aus ihr werden?

In aller Frühe kam der alte Pfarrer, ein Freund ihres verstorbenen Vaters und Elisabeths Vormund.

Er nahm Elisabeth alle die Verrichtungen ab, die ein Todesfall mit sich zu bringen pflegt.

Wenige Stunden darauf hatte Professor Landar die Trauerkunde empfangen, und er kam sofort, sich Elisabeths anzunehmen. Er war innerlich ergriffen, als er seine Schülerin vor sich sitzen sah, teilnahmslos, mit verfallenen Gesicht und erloschenen Augen. Wenn sie geweint oder geschrien hätte, das alles wäre besser gewesen als diese düstere, unheimliche, versteinerte Ruhe.

„Elisabeth, kommen Sie doch zu sich. Denken Sie daran, wenn Ihre Mutter Sie jetzt so sehen würde; sie würde keine Ruhe finden. Sie dürfen nicht so starr da sitzen, Kindchen. So sagen Sie doch ein Wort ...“

Elisabeth gab keine Antwort. Es war, als ob sie gar nichts gehört hätte.

„Elisabeth, ich bitte Sie. Ich, ihr alter Lehrer und Freund. Sprechen Sie doch endlich, weinen Sie, sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann!“

Stundenlang saß der alte Mann neben dem Mädchen, redete langsam und leise auf sie ein, streichelte ihre Hände, nahm ihren Kopf an seine Schulter, war zärtlich und unermüdlich um sie beschäftigt, so lange, bis Elisabeth endlich aus ihrer Starrheit erwachte und leise zu weinen anfang. Lange weinte sie, dann nahm sie der Schlaf in seine tröstenden Arme.

Der alte Professor ging nach Hause. Er hatte seine Pläne. Gut, daß er vorgearbeitet hatte. Er wollte, Elisabeth würde ihren Weg machen.

Fünftes Kapitel.

Jetzt war alles vorüber. Die letzten Trauergäste hatten das kleine Haus am Wassergraben verlassen.

Elisabeth saß allein am Fenster. Sah hinaus in den trüben Tag. Viele, viele Menschen hatten der toten Mutter die letzte Ehre erwiesen. Auch die Kommerzienrätin Heilmann und die Larsons waren dabei gewesen. Alles war an Elisabeth vorbeigezogen wie ein dunkler Traum. Es war ihr, als ob sie sich in alledem noch nicht zurechtfinden konnte, was sie in den letzten Tagen erlebt hatte.

Auch jetzt saß sie wieder starr und unbewegt da, ohne eine Träne zu finden.

Der alte Pfarrer kam.

Sanft strich er über das zerwühlte Haar des Mädchens.

Fast gelfteabwesend sah Elisabeth zu ihm auf.

„Elisabeth, ich muß mit Ihnen reden, als Ihr Vormund und als der treue Freund Ihres Vaters. Wir müssen an Ihre Zukunft denken. Es ist schwer für Sie, ich weiß es; aber wir stehen einem harten Muß gegenüber ...“

„Ich weiß ... aber jetzt noch nicht ... später ...“

„Ich glaube es, Kind, daß Sie wenig Sinn dafür haben. Aber wir müssen vernünftig sein. Müssen den Tatsachen in die Augen sehen. Sie sind jung und gesund, Elisabeth, und Sie haben Freunde, die es gut mit Ihnen meinen. Sie können arbeiten, Kind, und Sie werden es auch müssen. Von dem Wenigen, was Ihnen die Mutter hinterlassen hat, werden Sie nicht leben können.“

„Ich würde Ihnen so gern bei mir eine Heimat bieten, aber ich werde demnächst in den Ruhestand versetzt und werde das Pfarrhaus verlassen müssen.“

Ihre Gesangsstunden werden Sie ja aufgeben müssen, Elisabeth, das wird nicht anders gehen. Aber — Sie spielen ja so gut Klavier, und da hat meine Frau einen Vorschlag für Sie. Sie hat eine Schwester, in Dresden ...“

Entsetzt war Elisabeth aufgefahren. Sie hatte nur das eine Wort gehört: „Dresden.“

„Nein ... nein ... nicht nach Dresden ... da kann ich nicht hingehen ...“

„Aber, Kind, warum wollen Sie nicht nach Dresden? Die Schwester meiner Frau lebt dort, hat einen großen Bekanntenkreis. Sie würden dort sicher so viele Klavierlehrer finden, daß Sie sich durch den Unterricht ernähren könnten. Das Häuschen hier würden wir verkaufen ...“

Wieder schrie Elisabeth auf. Das Häuschen sollte sie verkaufen, ihre einzige Zufluchtsstätte, in der sie so glückliche Zeiten verlebt hatte!

„Ich kann nicht ... ich kann es nicht ... Ich kann nicht nach Dresden gehen. Und mein Häuschen verkaufen, ganz heimatlos werden ...“

Die Tränen stürzten jetzt aus Elisabeths Augen. Haltlos weinte sie vor sich hin.

„Ich will Sie zu nichts zwingen, Elisabeth. Ueberlegen Sie sich alles in Ruhe, Kind. Sie werden selbst bald ein-

sehen, daß Arbeit für Sie das Beste ist, daß Sie nur so wieder zur Ruhe kommen können. Und vergessen Sie nie, daß ich Ihnen helfen will, so gut ich es vermag.“

Jetzt verlasse ich Sie. Es wäre das Beste für Sie, gleich zu Bett zu gehen. Man sieht es Ihnen an, daß Sie die Ruhe nötig brauchen können.“

Der Pfarrer ging, Elisabeth war wieder allein. Draußen wurde es schon dunkel, obwohl es noch nicht einmal fünf Uhr war.

Elisabeth ging im Zimmer hin und her, blieb dann vor dem Klavier stehen. Also so weit war es jetzt schon. Ihre Kunst mußte sie aufgeben. Sollte nicht mehr singen. Und ihr Vaterhaus sollte sie verlassen, hinausgehen in die fremde Welt, unter die kalten Menschen!

Aber mochten sie mit ihr machen, was sie wollten! Sie würde auch das Häuschen hergeben, wenn es nicht anders ginge. Nur — nach Dresden würde sie nicht gehen. Lieber bis an Ende der Welt! Nur nicht dorthin, wo Hubert lebte, wo sie ihm begegnen konnte!

Elisabeths Kopf war auf das Holz des Klaviers gesunken. Versunken strich sie mit ihren Händen über den Deckel des Instruments. Dann ließ sie sich unbewußt auf den Klavierstuhl sinken, hob den Deckel empor, und ihre Hände suchten die Tasten, formten leise eine Melodie.

Mit einem Male brach Elisabeth ab, schlug ihre Hände vor das Gesicht und weinte erschüttert auf. Ihr Kopf sank langsam herunter; sie konnte nicht aufhören, schluchzte immer weiter.

Bis zwei weiche Hände leise über ihr Haar strichen. Elisabeth spürte die Liebesung, hielt beglückt still. Endlich ein Mensch, eine Seele, die sie verstand. Sie wußte, wer neben ihr stand.

Unter Tränen sah sie zu Professor Landar auf.

„Professor ... lieber Professor!“ brach es dann schluchzend aus ihr hervor. „Ich soll nicht mehr Stunden nehmen, soll nicht mehr singen dürfen ... weil ich zu arm bin ... und das Häuschen muß ich verkaufen ...“

„Elisabeth, beruhigen Sie sich! Ich habe mit Ihnen zu reden; es wird alles gut gehen. Nur ruhig müssen Sie werden und mir zuhören.“

Gehorsam stand Elisabeth auf, machte Licht. Setzte sich dann dem alten Herrn gegenüber, zu dem sie unendliches Vertrauen hatte. Erwartungsvoll sah sie ihn an.

„Also sagen Sie mir zuerst, was Sie eigentlich tun wollen?“

„Ich soll mein Häuschen verkaufen, von hier wegziehen, in ... in eine Stadt ... und dort Klavierstunden geben ...“

„Wer hat Ihnen das alles gesagt, Elisabeth?“

„Mein Vormund, der Herr Pfarrer Becker, der es sehr gut mit mir meint.“

„Und Ihre Stimme — weiß Ihr Vormund nichts von Ihrer Stimme?“

„Ach, Herr Professor ...“

„Haben Sie ihm nicht gesagt, daß es Sünde wäre, diese Stimme verkommen zu lassen? Daß Ihnen ein gnädiges Geschick eine köstliche Gabe verliehen hat, und daß es selbe wäre, die Finken ins Korn zu werfen? Viele, deren Stimme nicht an die Ihre heranreicht, haben den Kampf mit dem Leben und mit der Kunst ausgenommen, unter allen möglichen Entbehrungen, und haben ihn siegreich bestanden. Und Sie wollen einfach alles gehen lassen?“

„Ich weiß, daß Sie fast fertig sind mit Ihrer Ausbildung. Daß nicht mehr viel fehlt, bis Sie auf die Bühne gehen können. Ich könnte Sie heute schon anbringen an irgendeinem Stadttheater, wenn ich das wollte. Aber das will ich nicht. Ich will, daß Sie gleich ganz groß anfangen. Und das können Sie nur, wenn Sie noch an einem großen Institut die letzte Vollendung bekommen.“

Sie sind mittellos, Elisabeth, das weiß ich wohl. Sie selbst können die Kosten nicht bezahlen, die so ein Studium erfordert. Aber ich habe alles in die Hand genommen. Ich habe mit Professor Walter gesprochen, er hat regen Anteil an Ihrem Schicksal genommen. Er weiß, was aus Ihnen und Ihrer Stimme zu machen ist, und er will Ihnen helfen.“

Auch Professor Walter ist überzeugt davon, daß es ein unendlicher Verlust wäre für die Kunst, wenn Sie Ihre Stimme nicht ausbilden würden. Er hat einen Mäzen für Sie interessiert, einen reichen Kunstfreund, der sich bereit erklärt hat, die Mittel zu Ihrer weiteren Ausbildung zur Verfügung zu stellen. Sie brauchen nur einzuwilligen, Elisabeth. Es wäre ein großes Glück für Sie ...“

Elisabeth schluchzte. Sie fand noch keine Worte. Zu viel war da auf sie eingestürzt. Wie eine Welle des Glücks war es über sie gekommen bei den Worten des Professors. Sie konnte es noch nicht fassen, was sie da gehört hatte. Daß es möglich war, ihr Studium zu vollenden. Daß es Menschen gab, die so gut waren!

Aber ... durfte sie dieses Anerbieten auch annehmen?

War es recht von ihr, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen? Sie brauchte indes nur ihren alten Professor anzusehen, um zu wissen, welchen Weg sie zu gehen hatte. So wie er, wollte auch sie ihre Kunst der Welt offenbaren, nur das Edle und das Schöne suchen, was diese Kunst mit sich brachte.

Sie würde mit allen Mitteln den Weg zur Höhe zu erreichen suchen.

Das Leben hatte ihr viel genommen in den letzten Tagen. Nicht nur ihr Mütterchen war von ihr gegangen; sie hatte auch den Mann verloren, den sie liebte, den Glauben an die Menschen. Sie war erwacht aus einem schönen Traum, sie mußte der Wirklichkeit in die Augen sehen.

Die Kunst mußte ihr Vergessenheit und die Möglichkeit geben, sich Genugtuung zu verschaffen bei jenen Menschen, die sie so tief verletzt hatten. Sie würde ihnen zeigen, was aus Elisabeth Philipp geworden war.

Auffessend richtete sie sich empor.

„Ich will es versuchen, Herr Professor, will den Weg gehen, den Sie mir zeigen und von dem Sie sagen, daß er der rechte ist. Vielleicht, daß er mich zur Höhe führt ...“

Elisabeth *erobert sich* das Glück

ROMAN VON MARGARETE ANKELMANN.

Copyright by Martin Feuchtwanger Halle (Saale)

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Er wird Sie zur Höhe führen, Elisabeth, das weiß ich. Sie tragen alle Möglichkeiten in sich. Sie werden sich die ganze Welt erobern. Ich werde mich sofort mit Professor Walter in Verbindung setzen; es wird nicht allzu lange dauern, bis wir Antwort bekommen. Sie müssen sich bereit machen, bald nach Leipzig zu fahren.“

„Das wird gut sein! Und ich werde morgen gleich meinen Vormund aufsuchen, ihn um seine Einwilligung bitten. Ich bin überzeugt davon, er wird mir keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Er will auch nichts anderes als mein Glück.“

„Also, Kopf hoch, Elisabeth, es wird alles gut werden ...“

Die Tage, die nun kamen, ließen Elisabeth keine Zeit zum Kopfschütteln und zu trüben Gedanken. Mit ihrem Vormund war sie bald einig geworden. Zuerst hatte der alte Mann Einwände gehabt, und seine Frau hatte ihn in seinen Vorurteilen gegen die Künstlerlaufbahn seines Nindels noch bestärkt. Aber dann, als er mit Professor Landar gesprochen, hatte er sich langsam überzeugen lassen, daß Elisabeth auf dem richtigen Wege war.

Vier Wochen nach dem Tode ihrer Mutter verließ Elisabeth Philipp die kleine Stadt, um nach Leipzig überzuwechseln. Professor Landar begleitete sie. Sie hatte sich von niemandem weiter verabschiedet, nur der Vormund und seine Frau gaben ihr das Geleit zum Bahnhof.

Das Häuschen sollte vorläufig nicht verkauft werden; es sollte Elisabeths Zufluchtsstätte werden, hier sollte sie immer eine Heimat haben ...

Vor einem großen, vornehmen Hause, in einer ruhigen Leipziger Straße, hielt die Autotaxe, mit der Elisabeth und der Professor vom Bahnhof aus zum Konservatorium gefahren waren.

Die Tür öffnete sich geräuschlos, man stieg in den ersten Stock und wurde in ein elegantes Empfangszimmer geführt.

Elisabeths Herz schlug ängstlich, während sie auf Professor Walter warteten. Auch Professor Landar sah stumm da und harrete der Dinge, die kommen sollten.

Jetzt öffnete sich die Tür zum Nebenzimmer, Professor Walter trat ein. Herzlich begrüßte er den alten Freund und hieß dann Elisabeth willkommen.

„Willkommen in Leipzig, Fräulein Philipp! Hoffentlich haben Sie es nie zu bereuen, daß Sie zu uns gekommen sind. Hoffentlich werden wir beide bald ebenso gute Freunde wie Sie und Landar.“

Elisabeth fand keine Worte der Erwiderung. Professor Walter wartete auch keine Antwort ab, sondern fuhr fort: „Also, mein liebes Kind, wir müssen Sie natürlich zuerst einmal prüfen, in welche Klasse unseres Konservatoriums wir Sie aufnehmen können. Das Wintersemester hat gerade begonnen. Sie haben noch kaum etwas versäumt. Ich nehme an, daß wir Sie in die Klasse des Kammerfängers Verberg aufnehmen werden; Sie würden bei ihm Sprachtechnik und Musik lernen. Wie steht es mit der italienischen Sprache, Fräulein Philipp?“

„Ich beherrsche sie vollkommen, Herr Professor! Professor Landar lehrte mich die alte bolognesische Gesangsschule, und im Anschluß daran erteilte er mir italienischen Sprachunterricht.“

„Gut, sehr gut! Wir werden Ihnen bald nichts mehr beibringen müssen. Ja, Professor Landar ist ein ausgezeichneter Lehrer, und Sie scheinen mir eine außerordentlich gute Schülerin zu sein. Seitdem ich Sie damals in der „Neunten Symphonie“ gehört hatte, war mein Interesse für Sie wach. Aber ich hatte nicht gehofft, Sie so bald hier bei uns zu sehen.“

Elisabeth war bei diesem Lob errötet und sah verlegen auf ihren alten Lehrer. Professor Walter fuhr fort:

„Wieviel Opernpartien haben Sie schon studiert?“

Professor Landar antwortete anstatt Elisabeth:

„Alle Sopranrollen der bekannteren Opern, die über die deutschen Bühnen gehen!“

„Wollen Sie damit sagen, Herr Professor, daß Fräulein Philipp eigentlich ein richtiges Studium hinter sich hat?“

„Gewiß, verehrter Herr Professor Walter. Fräulein Philipp beherrscht gefanglich fast alle diese Rollen. Ob es sich nun um Elsa handelt oder um die Senta, Gilda, Martha, Micaela, gleichviel, Sie werden staunen über die gefangliche Wiedergabe dieser Rollen durch meine Schülerin. Ich zweifle indes auch nicht an der schauspielerischen Begabung Fräulein Elisabeths, wenn diese erst unter richtiger Anleitung zur Entfaltung gelangen kann.“

„Ja, da scheinen wir ja ein wahrhaftes Talent entdeckt zu haben. Wie lange hatten Sie denn bei Professor Landar Unterricht, Fräulein Philipp?“

„Es werden jetzt vier Jahre — nicht wahr, Herr Professor?“

„Ja, ja, ungefähr vier Jahre“, bestätigte der Professor. „Das ist nicht sehr lange für all das, was Fräulein Elisabeth gelernt hat; aber dafür ist sie auch ein Talent.“

„Das glaub' ich Ihnen schon, Professor. Und ich freue mich auch schon die ganze Zeit über diese neue Schülerin unseres Instituts. Ich freue mich auch besonders, unseren großen Mäzen Herrn von Ederitzburg für Fräulein Philipp interessiert zu haben. Das ist ein prächtiger Mensch, der schon manchem Künstler den Weg geebnet hat. Ich bin überzeugt davon, Fräulein Philipp, daß Sie sich gut mit

ihm verstehen werden, wenn er auch ein wenig absonderlich und launisch ist. Aber Sie dürfen sich getrost seinen Anordnungen und Wünschen fügen.

Für jetzt bitte ich Sie beide, meine Gäste zu sein. Meine Frau freut sich schon, Sie kennenzulernen.“

Gleich darauf wurden sie in den gemütlichen Wohnräumen Professor Walters von der rundlichen, lebenswürdigen Hausfrau begrüßt. Frau Walter, ehemals als Klaviervirtuosin bekannt, nahm regen Anteil an Elisabeths Geschick und wußte sich schnell das Vertrauen des schüchternen Gastes zu erringen.

Man aß und trank vorzüglich; dann sah man gemütlich beisammen, und Elisabeth fing an, langsam aufzutauen. Vor allem, als Frau Walter sich an den Flügel setzte und mit ihrer virtuellen und trotzdem zu Herzen gehenden Kunst einige Klavierstücke spielte, leuchteten ihre Augen auf vor Bewunderung.

Sie war fast traurig, als das Klavierspiel unterbrochen wurde. Das Mädchen hatte eine Visitenkarte heringebracht. Die Hausfrau sprang auf, dem neuen Gast entgegenzugehen.

Ein seltsames Gefühl durchzuckte Elisabeth beim Eintritt des fremden Mannes, dem Frau Walter mit ausgestreckten Händen entgegenging.

Wer war dieser große, schlanke Mann mit dem nachschwarzen Haar und dem gebräunten Gesicht, mit den scharfen, durchdringenden Augen?

Auch Professor Walter war aufgesprungen und dem Fremden entgegengegangen.

„Oh, das ist schön, Herr von Ederitzburg, daß Sie noch kommen konnten. Da kann ich Ihnen wenigstens gleich Ihren Schützling vorstellen. Hier, das ist Elisabeth Philipp!“

Walter wandte sich zu Elisabeth:

„Fräulein Philipp, darf ich Sie mit Herrn von Ederitzburg bekannt machen. Er will sich Ihrer annehmen; Sie dürfen volles Vertrauen zu ihm haben. Er wird von jetzt ab Ihren Weg begleiten, wird Sie zur Höhe führen.“

Elisabeth sah schau zu dem großen Manne auf, wagte kaum, seine Fingerspitzen zu berühren. Ihr Herz schlug gewaltig.

Ederitzburg schien ihre Gefühle zu erkennen. Ob er sie nicht belästigen, ob er sie weiter nicht beachten wollte, jedenfalls wandte er sich gleich wieder von ihr ab, sich in ein eifriges Gespräch mit den beiden Musikprofessoren vertiefend.

Wald sah man wieder im Kreise, hörte dem anregenden Gespräch der drei musikalisch begabten Männer zu. Niemand schien es aufzufallen, daß Elisabeth sich an dem Gespräch überhaupt nicht beteiligte, daß sie ganz bleich geworden war.

Eine innere Angst schüttelte sie, eine Angst vor dem fremden Manne, dem sie sich ausgeliefert fühlte. Dieses Angstgefühl verstärkte sich, so oft sie ein Blick traf aus den dunklen Augen dieses Mannes.

Am liebsten wäre sie davongelaufen, hätte Ausbildung und Karriere im Stich gelassen, wäre in das kleine Haus am Wassergraben zurückgekehrt.

Sie wußte nicht, was mit ihr los war. Herr von Ederitzburg war ein schöner Mensch, das stand fest: über einem regelmäßigen, scharfgeschnittenen Gesicht stand eine hohe, ausdrucksvolle Stirn; das schwarze, an den Schläfen ein wenig mellierte Haar war glatt zurückgestrichen — ein ganz kleiner Schnurrbart lag über schmalen, meist festgeschlossenen Lippen. Das strenge Gesicht wurde beherrscht von zwei dunkelgrauen, herb blickenden Augen. Eine feste, energiegeliche Stimme gab unbefürchtet Ederitzburgs Meinung kund.

Und doch, Elisabeth wußte nicht, wie es kam; immer wieder mußte sie in dieses Gesicht sehen, in diese Augen, aus denen ein bezwingender Wille und eine bewußte Macht sprach. Das Herz schlug Elisabeth bis zum Hals; und doch blieb sie sitzen, ergeben in ihr Geschick.

Elisabeth erschrak, als Professor Walter sie ansprach und sie aufforderte, mit hinüberzukommen ins Konservatorium. Im Arbeitszimmer des Professors nahmen sie Platz.

„Also, liebes Fräulein Philipp, zuerst das Geschäftliche. Hier ist die Adresse Ihres zukünftigen Heims. Herr von Ederitzburg hat sich Mühe gegeben, es so wohnlich wie möglich zu bereiten, so, daß Sie die Fremde nicht merken werden. Aber, aber, Kindchen — wer wird denn weinen? Bassen Sie auf, wie schnell Sie sich in die neue Umgebung finden werden ...“

Elisabeth hatte die in der Kehle stehenden Tränen nicht mehr zurückhalten können. Da sah sie nun und mußte sich Almosen aufdrängen lassen, mußte hören, daß ein fremder Mann für sie sorgte, daß sie von ihm abhängig war. Und ... sie sollte bei diesem Manne wohnen ... O nein, das konnte sie nicht, das ging über ihre Kraft.

„Nein ... Herr Professor ... nein, das geht doch nicht, das mit der Wohnung ...“

„Was denn, Kindchen? Sie scheinen mich falsch verstanden zu haben. Sie brauchen sich keine törichten Gedanken zu machen. Ohne Furcht und ohne Bedenken dürfen Sie das Angebot des Herrn von Ederitzburg annehmen. Er ist der edelste Mensch, den es auf der Welt gibt. Sie werden das mit der Zeit selbst sehen.“

Regungslos sah Elisabeth da. Die Gedanken überfüllten sich in ihrem zerquälten Kopfe. Der edelste Mensch? Und warum sah er so hart aus? Warum sprach er so gebieterisch? Warum hatte sie solche Angst vor ihm?

Ihr Herz erstarrte fast, wenn er sie nur ansah; wie sollte sie das die ganze Zeit über ertragen?

„Sie dürfen nicht kindisch sein, Fräulein Philipp. Sie müssen an Ihre Zukunft denken und daran, daß Herr von Ederitzburg Ihnen diese Zukunft ebnen will.“

Er mochte ahnen, was in Elisabeth vorging, und er wollte ihr helfen, ihre Zweifel und ihre Schen zu verstreuen. Dann fuhr er fort:

„Hier, auf diesem Zettel steht also die Adresse Ihrer Wohnung. Und wegen der Ausnahmeformalitäten und des Stundenplans möchte ich Sie bitten, morgen früh zu mir zu kommen. Ist Ihnen das recht?“

„Gewiß, Herr Professor!“ sagte Elisabeth, die den dargereichten Zettel eingesteckt hatte, ohne die Adresse zu lesen.

Vorausichtlich wird Ihr zukünftiger Lehrer morgen früh auch anwesend sein, und Sie müssen sich dann auf eine gründliche Prüfung gefaßt machen.“

„Oh, davor habe ich wirklich keine Angst, Herr Professor.“

Mit einem Male war Elisabeth zuversichtlich geworden, jetzt, da sie wieder an ihre Kunst dachte. Darüber war alles andere vergessen.

„Na, endlich einmal eine frohe Antwort von Ihnen! Das lasse ich mir gefallen, Fräulein Philipp. Und wie Ihre Augen strahlen können! Kindchen, Kindchen, mit diesen Augen werden Sie noch manchem gefährlich werden. Nun, Sie brauchen nicht gleich wieder den Kopf sinken zu lassen und so ernst zu werden. Der Frohsinn kleidet Sie viel besser als die Trauermiene. Von mir altem Manne dürfen Sie sich schon ein bißchen Schmeichelei gefallen lassen. Und dabei ist es nicht einmal eine Schmeichelei. Sie sind schön, Elisabeth, und diese Schönheit wird Ihnen den Weg zum Ruhm wesentlich erleichtern.“

Alle Menschen lieben und verehren die Schönheit. Ich selbst mache darin keine Ausnahme, und deshalb gestatten Sie mir, Ihnen Ihre schöne kleine Hand zu küssen.“

Noch ehe Elisabeth sich von ihrer Verwirrung erholen konnte, hatte der Professor ihre Hand ergriffen und einen Kuß darauf gedrückt. Man merkte ihm an, daß er diese Galanterie gewohnt war.

Elisabeth war blutrot geworden. Das alles hier war ihr so neu. Wie anders war ihr alter Professor Landar gewesen! Solange sie bei ihm Unterricht gehabt hatte, nie hatte er solche Worte zu ihr gesprochen wie eben Professor Walter; nie hatte er daran gedacht, ihr Schmeichelei zu sagen oder ihr gar die Hand zu küssen.

Der Professor gab ihre Hand frei.

„Ich hoffe auf gute Freundschaft und auf ersprießliche Arbeit, Elisabeth Philipp“, sagte er jetzt, sie fest anblickend.

„Ich werde mir alle Mühe geben, Herr Professor, und ich hoffe, Ihrer Freundschaft wert zu sein.“

„Na also, da können wir ja mit frohem Mut vor uns sehen. Morgen früh erwarte ich Sie. Und noch eins: Wenn Sie irgendwie einen Rat brauchen, einen Menschen suchen, dem Sie sich anvertrauen wollen — ich bin immer für Sie da.“

„Ich danke Ihnen, Herr Professor. Ich werde es nicht vergessen.“

„So! Und jetzt wollen wir zu den anderen zurückgehen.“

Als sie das Musikzimmer des Professors betraten, hatte Elisabeth noch ein frohes Lächeln auf dem Gesicht, das die herzlichen Worte des Professors hervorgerufen hatten. Es schwand sofort, als sie ein Paar dunkelgraue Augen auf sich gerichtet fühlte.

Was sollte das nur werden? Woher sollte sie die Kraft nehmen, diesen Augen immer wieder zu begegnen, diesem Manne gegenüber bestehen zu können?

Professor Landar mahnte zum Aufbruch. Elisabeth, die noch mit ihrem alten Lehrer allein zusammen sein wollte, begleitete ihn zum Bahnhof. Bald befanden sich die beiden auf der Straße.

Eine Welle gingen sie schweigend nebeneinander her, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. So gern hätte Elisabeth ihr sorgenschweres Herz erleichtert; aber es war besser, wenn der gute alte Mann nichts davon erfuhr, wie verzagt sie eigentlich war.

So wechselten sie nur gleichgültige Worte, sprachen von all dem Neuen, was auf Elisabeth eindringen würde, von ihrem künftigen Studium.

Am Zug nahmen die beiden herzlichen Abschied voneinander, und als der Zug die große Halle verließ, stand Elisabeth da und sah ihm mit tränenden Augen nach. Das letzte Stückchen Heimat war mit dem alten Professor davongezogen.

Sechstes Kapitel.

Langsam verließ Elisabeth den Bahnhof. Jetzt mußte sie also dahin gehen, wohin Herr von Ederitzburg sie haben wollte. Würde ihm wieder begegnen, ihm gegenüberstehen müssen — war ihm schutzlos ausgeliefert.

Jögernd stand Elisabeth vor dem großen Bahnhofsgelände — lange Zeit. Wenn sie nur einen anderen Ausweg wühlte!

Als sie ratlos um sich sah, trat eine alte Frau auf sie zu, die sie die ganze Zeit über beobachtet hatte.

„Darf ich fragen, Fräuleinchen, ob Sie hier fremd sind?“ fragte sie und sah Elisabeth freundlich und zuversichtlich an.

Die Frau machte einen guten Eindruck. Elisabeth war gleich für sie eingenommen — sah nicht das seltsame Ausflackern der grünlichen Augen.

„Ja, ich bin fremd hier! Sie haben recht; ganz fremd.“

„Und haben Sie kein Unterkommen für diese Nacht?“

Jögernd antwortete Elisabeth:

„Nein! Ich habe kein Unterkommen. Können Sie mir vielleicht etwas empfehlen?“

Ein Ausweg zeigte sich vor ihren Augen. Wenn sie eine billige Wohnung finden würde, dann könnte sie mit ihrem ersparten Geld schon eine Weile reichen. Vielleicht, daß sie dann bald etwas verdienen konnte, und die Zeit des Herrn von Ederitzburg nicht anzunehmen brauchte.

165 Tage Papen.

Einhalb Monate war das jetzt zurückgetretene Kabinett Papen im Amt. Eine Uebersicht über die einzelnen Ereignisse dieses Zeitraumes ergibt die folgenden Daten:

2. Juni. Amtsantritt.
4. Juni. Der Reichstag wird aufgelöst, weil er dem politischen Willen des deutschen Volkes nicht mehr entspricht.
9. Juni. Minister von Gayl kündigt im Reichsrat eine Reichs- und Verfassungsreform an. Eigenart und Eigenleben der deutschen Länder sollen erhalten bleiben.
14. Juni. Notverordnung zur Erhaltung der Arbeitslosenhilfe und der Sozialversicherung sowie zur Erleichterung der Wohlfahrtslasten der Gemeinden. (672 Millionen Mark für die Gemeinden, davon 20 Millionen für den freiwilligen Arbeitsdienst; 100 Millionen für Wohnungsbau und Instandsetzung).
15. Juni. Aufhebung des SM-Verbot.
16. bis 17. Juni. Konferenz von Lausanne. Deutschland fordert Revision des Versailler Vertrages und Beseitigung der diskriminierenden Artikel. Ende des Youngplanes. Schließlich unter das Reparationsproblem. Restzahlung drei Milliarden Mark.
28. Juni. Den Wehrverbänden wird das Tragen von Uniformen wieder gestattet.
13. Juli. Erlass einer Verordnung, durch die 150 000 Jugendlichen der Eintritt in den freiwilligen Arbeitsdienst ermöglicht wird.
20. Juli. Reichsdekret gegen Preußen. Die preussischen Minister werden ihrer Ämter enthoben. von Papen wird zum Reichskommissar und Bracht zu seinem Stellvertreter ernannt. Drei Staatssekretäre, vier Oberpräsidenten, sechs Regierungspräsidenten, zehn Polizeipräsidenten werden in den Ruhestand versetzt.
23. Juli. Deutschland macht seine weitere Mitarbeit an der Abrüstungskonferenz von der Anerkennung seiner Gleichberechtigung abhängig.
26. Juli. General von Schleicher fordert den Umbau der deutschen Wehrmacht.
3. und 4. August. Erste preussische Verwaltungsreform: 60 Amtsgerichte und 58 Landkreise werden eingepart.
9. August. Einsetzung von Sondergerichten gegen den politischen Terror. Politische Tötungen, im Juli noch 86, ergeben sich von diesem Tage an nur noch vereinzelt.
11. August. Verfassungsrede Gayls: Beseitigung der Anonymität der politischen Verantwortung und der Parteiherrschaft. Wahlrechtsreform, Erste Kammer, klare Scheidung zwischen Legislative und Regierung.
13. August. Hindenburg lehnt Hitlers Forderung, ihm die gesamte Staatsmacht zu übertragen, ab und hält an dem Grundgedanken einer unabhängigen Präsidialregierung fest.
28. August. von Papen entwickelt in seiner Rede in Münster den wirtschaftlichen Jahresplan der Reichsregierung.
29. August. Reform des Rundfunks im Einvernehmen mit den Ländern.
31. August. Ueberreichung einer Note an Herriot, in der Deutschland die gleichen Verteidigungswaffen fordert, wie sie die Abrüstungskonvention den anderen Staaten zuspricht, ferner Abtufung der aktiven Dienstzeit und Miliz für Grenz- und Küstenschutz.
2. September. Zweite preussische Verwaltungsreform: Neuorganisation der Zuständigkeit der Ober- und Regierungspräsidenten.
4. September. Notverordnung zur Behebung der Wirtschaft. 1,5 Milliarden Steueranrechnungsscheine, 700 Millionen Prämien zur Vermehrung der Arbeitsgelegenheiten, 500 Millionen für Arbeitsbeschaffung.
12. September. Auflösung des Reichstages, der die Notverordnungen des Reichspräsidenten aufheben wollte, ohne die Regierungserklärung entgegenzunehmen. — Regierungserklärung des Kanzlers im Rundfunk: Kontingente, Zins- und Steuererleichterung für die Landwirtschaft, gegen Parteilichkeit und Klassenkampf.
12. September. Es wird ein Reichskuratorium für Jugendberückung eingerichtet, das die Arbeit der Jugendverbände unter den Schutz des Reiches stellt.
25. September. Reichsernährungsminister von Braun verkündet in München Maßnahmen zum Schutze der deutschen Landwirtschaft: Zinsentlastung, Vollstreckungsschutz, Kontingente.
12. Oktober. Kanzlerrede in München. Ankündigung eines Reichs- und Verfassungsreformentwurfes, der dem neuen Reichstag vorgelegt werden soll.
15. Oktober. Vorstoß gegen die französische Vormacht im Völkerbundsekretariat: Deutschland erhält die Leitung der Finanz- und Wirtschaftsabteilung.
16. Oktober. Deutschland lehnt es ab, der durch England auf Anregung Frankreichs ausgesprochenen Einladung zu einer Viermächtebesprechung über die Gleichberechtigung in Genf Folge zu leisten.
19. Oktober. Kanzlerreden in Paderborn und Dortmund: Wiederherstellung der Sozialrenten; Warnung an das Ausland: Deutschland kann nur seine Schulden bezahlen, wenn die Gläubigermächte ihm Waren abnehmen.
22. Oktober. Sanierung der Genossenschaften, Uebernahme der Preußenkasse auf das Reich.
24. Oktober. Kanzlerrede vor dem Württembergischen Landtag: Die Regierung treibe eine ausgesprochene Mittelpolitik.
25. Oktober. Urteil des Staatsgerichtshofes: Die Notverordnung über Einsetzung eines Reichskommissars in Preußen vom 20. Juli ist rechtmäßig, soweit sie sich auf Artikel 48 Absatz 2 gründet. Die gesamte Exekutive bleibt in Händen des Reichskommissars. Die geschäftsführende preussische Regierung Braun behält die Vertretung Preußens im Reichsrat, Staatsrat und Landtag.
28. Oktober. Minister von Gayl entwirft das Verfassungsprogramm der Reichsregierung: Umbau nicht Neubau. Staatsform bleibt unberührt. Artikel 54 soll seinen Wahlrechtsreform und Erweiterung der Rechte der Länder.
29. Oktober. Aussprache des Ministerpräsidenten Braun mit Hindenburg und von Papen über die Vollstreckung des Leipziger Urteils. Keine Einigung.
31. Oktober. Bestellung von drei weiteren Reichskommissaren für Preußen. Zwei davon werden zu Reichsministern ernannt. Auflösung des preussischen Wohlfahrtsministeriums. Protest Bayerns.
1. November. Süddeutsche Kampfanlage an Papen. Scharfe Reden Helld und des württembergischen Staatspräsidenten gegen die Pläne mit Preußen.
3. November. Beschluß der Stützung des Getreidepreises durch 100-Millionenkredit zur Einlagerung. Vertagung der Kontingenterung.

4. November. Erleichterung der Wohlfahrtslasten der Gemeinden angekündigt.

4. November. Rundfunkrede des Reichskanzlers. Scharfe Angriffe gegen die Parteien und besonders gegen die Nationalsozialisten.

6. November. Reichstagswahl. Keine Mehrheit Nationalsozialisten—Zentrum—Bayerische Volkspartei mehr. Abnahme auch der Sozialdemokraten, starke Zunahme der Kommunisten, Zunahme der Deutschnationalen und Deutschen Volkspartei.

8. November. Kanzlerrede vor der ausländischen Presse. Papen fordert „nationale Konzentration“ und Revision von Versailles.

9. November. Das Reichskabinett erklärt sich einmütig für nationale Konzentration. Keine Rücktrittsabsichten.

10. November. Hindenburg beauftragt Papen, mit den Parteiführern im Sinne der Bildung einer „nationalen Konzentration“ zu verhandeln. Scharfe Kampfanlage der Sozialdemokraten an Papen.

11. November. In der preussischen Zentralverwaltung werden 140 Referate aufgehoben.

12. November. Sitzung des Reichsrats. Verfassungsreform-Aussprache. Keine Verfassungsreform ohne die Länder. — Gerüchte einer abermaligen Auflösung des Reichstages noch vor Zusammentritt.

14. November. Staatsbesuch Papens in Dresden. Bei Kenntnis des Kanzlers zum Föderalismus.

16. November. Besprechungen mit den Führern der Volkspartei, des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei. Das Zentrum verlangt freie Bahn für eine Arbeits- und Notgemeinschaft durch Rücktritt Papens. Der Kanzler sagt seine Süddeutschlandreise ab.

17. November. Kabinettsitzung. Papen bei Hindenburg. Rücktritt des Gesamtkabinetts von Papen.

Nur noch Frankreich.

Die Gleichberechtigung in der Simon-Rede anerkannt.
Berlin, 18. November.

Die Rede des britischen Außenministers Sir John Simon in Genf wird in hiesigen politischen Kreisen als eine Antwort auf die deutscherseits immer wieder gestellten Fragen gewertet, ob die Vereinbarungen der Abrüstungskonferenz im gleichen Umfang zeitlich und materiell auch für Deutschland gültig sein sollen. Wenn Sir John Simon in den Punkten 2 und 3 der englischen Vorschläge sagt, „die Beschränkung der deutschen Rüstungen sollte in der gleichen Abrüstungskonvention enthalten sein, die auch die Rüstungsbegrenzungen der anderen Staaten bestimmen wird“, und „Deutschlands Rüstungsbegrenzungen sollten für dieselbe Zeit gelten und denselben Revisionsmethoden unterliegen, die für die anderen Staaten gelten“, so bedeutet das die Anerkennung der deutschen Forderungen.

Nachdem nunmehr also England und Italien im wesentlichen unseren Standpunkt in der Frage der Gleichberechtigung beigesteuert haben, liegt das Schwerkraft jetzt bei Frankreich. Gegenüber den in der Sitzung des Büros der Abrüstungskonferenz an Deutschland gerichteten Aufforderungen, nunmehr nach Genf zu kommen, wird es in hiesigen politischen Kreisen als für Deutschland unmöglich bezeichnet, sozusagen verdruckt wieder an der Konferenz teilzunehmen, ehe der französische Standpunkt eindeutig geklärt ist.

Politisches Allerlei.

Schwere Strafen im Hagener Sprengstoffprozeß.

Das Reichsgericht verurteilte wegen Vorbereitung zum Hochverrat und wegen Verbrechens gegen das Sprengstoffgesetz den Schreiner Wilhelm Strad zu sechs Jahren Zuchthaus, Robert Strad und den 28jährigen Bauarbeiter Stordied zu je drei Jahren Zuchthaus. Alle drei sind Kommunisten; sie hatten auf einem Grundstück in Hagen i. W. ein umfangreiches Sprengstofflager angelegt, das im Januar ds. Js. entdeckt worden war.

Der polnische Außenminister in Berlin.

Der polnische Unterstaatssekretär im Außenministerium, Grot Szembel, hat dem Reichsaussenminister Freiherrn von Neurath einen Besuch abgestattet, bei dem u. a. auch über Abrüstungsfragen gesprochen worden sein dürfte. Am Samstag kommt der polnische Außenminister Oberst Bed, der sich auf der Reise von Warschau zur Ratstagung nach Genf befindet, nach Berlin und wird bei dieser Gelegenheit ebenfalls im Auswärtigen Amt vorsprechen.

Rundfunk-Programme.

Frankfurt a. M. und Kassel (Südwestfunk).

Jeden Werktag wiederkehrende Programmnummern: 6.15 Wetter, anschließend Gymnastik I; 6.45 Gymnastik II; 7.15 Wetter; 7.20 Konzert; 8.15 Wasserstands-meldungen; 11.45 Zeit, Wirtschafts-meldungen; 12. Konzert; 13.15 Nachrichten, Wetter; 13.30 Konzert; 14. Nachrichten; 14.10 Werbesong; 15. Gießer Wetterbericht; 15.10; 16.50; 18.15; 19.15; 20.20 Zeit, Nachrichten, Wetter; 17. Konzert.

Sonntag, 20. November: 6.35 Hasenkoncert; 8.15 Evang. Morgenfeier; 9.30 Stunde des Chorgesangs; 10.30 Aus der praktischen Arbeit der Winterhilfe; 11. Hörbericht aus der Blindenstudienanstalt; 11.30 Bachantate; 12. Orgelkonzert; 12.30 Gedächtnisfeier für die Toten des Weltkrieges; 13.30 Schallplatten; 14. Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden; 14.10 Stunde des Landes; 15. Jugendstunde; 16. Kammermusik; 18. Rheinische Charakterbilder: Gottfried Rindl, Vortrag; 19.25 Hefters Bestattung; 19.10 Glasbau und Glasgeräte der Gegenwart, Vortrag; 19.20 Sonderwetterdienst für die Landwirtschaft; anschl. Sport; 19.30 Der Adernmann aus Böhmen; 20.30 Totenfeier; 21.45 Südpollantate; 22.10 Tagesnachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Gertrud Bindernagel zum Gedächtnis.

Montag, 21. November: 15.20 Autorität und Liebe in der Familie, Vortrag; 18.25 Will ich zum Lande zurück?; 18.50 Englisch; 19.20 Menschliche Ausdrucksformen; 19.45 Aktuelle Stunde; 20.05 Viertes Montagssong; 22. Hans von Stöckmann, ein Geheimer, Erzählung; 22.45 Nacht-musik.

Dienstag, 22. November: 15.20 Hausfrauenachmittags

15.20 Arbeitsbeschaffungspläne in der Welt, Vortrag; 18.50 Sieben Gespräche auf einer Weltreise; 19.30 Alte Tanzmusik; 20. Lieber und Duette; 20.30 Baden; 22.45 Nachtmusik.

Mittwoch, 23. November: 10.10 Schulfunk; 15.15 Jugendstunde; 18.25 Auf zur Arbeit, Gespräch; 18.50 Schloß und seine Gegenspieler, Vortrag; 19.30 Konzert; 21.10 Wer ist es? Literarische Rätsel; 21.45 Cellokonzert; 22.45 Nachtmusik.

Donnerstag, 24. November: 9. Schulfunk; 15.30 Jugendstunde; 18.25 Stunde der Arbeit; 18.50 Spinoza und der deutsche Geist, Vortrag; 19.30 Konzert; 20.05 Symphoniekonzert; 22. Alte Volkslieder in neuen Sätzen; 22.45 Funkstille.

Freitag, 25. November: 18.25 Vom Reiz der primitiven Kunst, Vortrag; 18.50 Vortragsvortrag; 19.20 Neues aus aller Welt; 20. Bunter Abend; 21. Eichendorff in Leben und Lied, Hörfolge; 22. Basse fingen; 22.45 Nachtmusik.

Samstag, 26. November: 10.10 Schulfunk; 18.25 Zeitfragen; 18.50 Von Bewerbungsbriefen, Vortrag; 19.30 Bei uns zu Lande auf dem Lande; 20. Robert, der Teufel, Oper von Meyerbeer; 22. Weitere Erzählungen; 22.45 Nachtmusik.

Wetterbericht.

Infolge des die Wetterlage beherrschenden Hochdruckgebiets ist für Sonntag und Montag zwar immer noch mehrschichtig bedecktes, neblig, aber vorwiegend trockenes Wetter zu erwarten.

Bad Homburger kirchliche Nachrichten.

Gottesdienste in der evangelischen Erlöserkirche.

Am 20. Sonntag nach Trinitatis, dem 20. November.

Totenfest.

Vormittags 9.40 Uhr: Defak Solzhausen (1. Theß. 4, 13—18). Vormittags 11 Uhr, Rindergottesdienst: Defak Solzhausen. Vormittags 11 Uhr, in den Sälen: Christenlehre für die Konfirmierten von Pfarrer Hülk. Nachmittags 5.30 Uhr: Pfarrer Hippold. Anschließend Abendmahlfeier (mit Eingekerkerten).

Der Gemischte Chor der Erlöserkirche singt im Vor- und Nachmittagsgottesdienst: 1. O Ewigkeit, Du Donnerwort, 4. stumm. Satz v. J. S. Bach, 2. Komm o Tod, Du Schlafesbruder, von J. S. Bach.

Am Donnerstag, dem 24. November, abends 8.10 Uhr: Bibelstunde, Pfarrer Hippold.

Gottesdienst in der evangel. Gedächtniskirche.

Am 20. Sonntag nach Trinitatis, dem 20. November.

Totenfest.

Vormittags 9.40 Uhr: Pfarrer Hippold. Auf den beiden Friedhöfen am Totenfest: Nachmittags 3 Uhr, auf dem alten luth. Friedhof Andacht unter Mitwirkung des Vokalensembles. Nachmittags 3.30 Uhr: Andacht in der Kapelle des Waldfriedhofes, Pfarrer Hülk.

Evangelischer Vereinskalender.

Evangelischer Jugendbund, Obergasse 7.

Sonntag nachm. 4.30 Bibelstunde. Donnerstagabend 8 Uhr Näh- und Singstunde.

Kirchlicher Jungfrauenverein in der Kleinkinderschule, Rathausgasse 11. Versammlung jeden Dienstagabend 8 Uhr.

Gemischter Chor der Erlöserkirche.

Übungsstunden: Dienstag, den 22., für Sopran und Bass, Mittwoch, den 23., für Alt und Tenor, Freitag, den 25. November, für den Gesamtchor, Samstag, den 26. November, Hauptprobe für die Adventsfest am Sonntag, dem 27. November, mit dem Weihnachtsoratorium v. J. S. Bach.

Christliche Versammlung, Elisabethenstraße 19a

Sonntag, vormittags 11 Uhr: Sonntagschule; nachm. 5 Uhr: Vortrag. Donnerstag, abends 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde. Jedermann ist herzlich eingeladen.

Bereinigung der Christlichen Wissenschaften.

Häufige Empfangs-Pavillon am Bahnhof. Gottesdienste: Sonntag, 8 Uhr abends.

Christlicher Verein junger Männer, Homburg v. d. S.

Wochenordnung für die Zeit vom 19. — 20. 11. 1932.

Sonntag, abends 8 Uhr, Turnen. (Barth).

Sonntag, abends 8.30 Uhr: Teilnahme an der Feierstunde des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge im Saalbau.

Dienstag, abends 8.30 Uhr, Bibelstunde.

Donnerstag, abends 9 Uhr, Vokalensemble.

Freitag, abends 8 Uhr, Jungvolkabend.

Der Vorstand.

Gottesdienste in der kath. Marienkirche.

Sonntag, den 20. November.

6.30 Uhr erste hl. Messe.

8 Uhr zweite hl. Messe.

9.30 Uhr Hochamt mit Predigt.

11.30 Uhr letzte hl. Messe.

Nachmittags 4 Uhr Andacht. An den Wochentagen hl. Messen um 6.55 und 7.25 Uhr.

Sonntag, Jungmännerverein im Saalbau. Montag 8.15 Uhr: Oratorienchor im Saalbau. Dienstag ab 2 Uhr Arbeitsgemeinschaft der Caritas. 6 Uhr Sitzung. Mittwoch 5—7 Uhr Vortragsklub im Saalbau: Die Forderungen der Enghelika Quadragesimo anno nach der Verfassungsänderung der Gesellschaft. Dazu sind auch die Mitglieder der übrigen Vereine eingeladen. Donnerstag: Oratorienchor Damen. Freitag: Gesellenverein Vortrag des Herrn Wines. Samstag 8.30 Uhr Gesangsverein des Gesellenvereins im Darmstädter Hof.

Evangelische Kirchengemeinde Gengenheim.

Sonntag, den 20. November.

10 Uhr Hauptgottesdienst. (Kirchenchor).

11.15 Uhr Rindergottesdienst.

Mittwoch, abends 8 Uhr: Frauenhilfe.

Donnerstag, abends 8.15 Uhr, Kirchenchor.

Freitag, abends 8.30 Uhr, Mädchenkreis.

Pfarrer D. Homburg.

Methodistengemeinde (Kapelle) Friedrichsdorf.

Sonntag, den 20. November 1932.

Vormittags 9.30 Uhr: Predigt. Prediger D. Schand.

Mittags 12.30 Uhr: Sonntagschule.

Abends 8 Uhr: Singstunde.

Mittwoch, abends 8.30 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde. Freitagabend, 8.30 Uhr: Jugendbund.

Methodistengemeinde (Kapelle) Köppern.

Bahnhofstraße 5.

Mittags 1 Uhr: Sonntagschule.

Abends 8 Uhr: Predigt. Prediger D. Schand.

Donnerstag, abends 8.30 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde.

Sonntagsdienst der Apotheken: Engel-Apotheken

Der Sonntag

Die Illustrierte Sonntagspost der Bad Homburger Neueste Nachrichten

Zahlen des Lebens

Von Dr. H. Bernhardt

Die 2.112.500.000 Menschen (um 1800 waren es nur 775 Millionen), die nach der ersten offiziellen Statistik des Völkerbundes, die Erde bevölkern, und die bequem auf der kleinen Ostseeinsel Bornholm eine Generalversammlung abhalten könnten, sprechen 2061 uns bekannte Sprachen, in denen mehr als 4100 Religionen gepredigt werden. Aber auch wie viele Menschen über Haupt je auf Erden gelebt haben, wissen wir, oder glauben wir zumindest, dank der Berechnungen eines englischen Gelehrten, — Engländer sind immer große Statistiker gewesen — zu wissen. Er kam zu der gigantischen Zahl von 46 Trillionen. Es hätten also demnach auf jeder Quadratmeile des festen Erdbodens etwa 135 Millionen Menschen gewohnt oder fünf Menschen auf jedem Quadratkfuß. Die enge Verwandtschaft des heutigen Menschengeschlechtes untereinander „von Adam her“, ergibt sich aus der Tatsache, daß jeder heute lebende Mensch eine Ahnenreihe von 4000 Elternpaaren seit 100.000 Jahren, 70 Elternpaaren seit Beginn unserer Zeitrechnung besitzt. Bestünde nun nicht die notwendige Verwandtschaft unter unseren Ahnen, so müßte vor undenklichen Zeiten die Erde überbevölkert gewesen sein, während das Gegenteil der Fall ist. J. V. hat das riesige römische Weltreich zur Zeit seiner höchsten Blüte (1—2000 n. Chr.) nicht mehr Einwohner gezählt als heute Spanien allein. Noch im Jahre 1400 gab es nur etwa 11 Millionen Deutsche und 4 Millionen Engländer. (D. h. ohne Schottland, Irland und die späteren Kolonien).

Ganz verschieden ist auch das Wachstum der verschiedenen Völker im Laufe der Jahrhunderte erfolgt. Das älteste Kulturland, Ägypten, hat seit dem Altertum seine Einwohnerzahl kaum vermehrt. Die Franzosen haben sich seit 1480 verdreifacht, die Spanier verdoppelt, die Italiener vervierfacht, die Deutschen sechsfacht, und Rußland soll heute sogar eine 50mal größere Bevölkerungszahl besitzen als vor 500 Jahren. Ebenso vermehren sich die einzelnen Menschenrassen. Während sich die Chinesen in einem Jahrhundert nur um ein Sechstel vermehrt haben, ist die Anzahl der Malaien seit 1800 von 11 Millionen auf 67 Millionen gestiegen. Dann folgen die Europa-Amerikaner, deren Zahl in dieser Zeit von 185 Millionen auf etwa 700 Millionen gewachsen ist. Man kann also demzufolge für Europa allein im Jahre 1930 mit einer Bevölkerung von nahezu einer Milliarde rechnen, mehr Menschen als es 180 Jahre vorher auf der ganzen Erde gab.

Interessant und lehrreich ist auch die gewaltige Bevölkerungszunahme der Städte, dieser Brennpunkte moderner Kulturen. Lebten beispielsweise vor 50 Jah-



Gedankenschwer

ren noch 75 Prozent der Deutschen auf dem Lande, so ist das heute bereits umgekehrt. Wohnt doch in Berlin allein 1/10 der gesamten Bevölkerung von ganz Preußen. Die Einwohnerzahl der Reichshauptstadt ist von 1870 bis heute von 800.000 Menschen auf über 4 Millionen gestiegen; beinahe wie in New York, das es im gleichen Zeitraum von 900.000 Einwohnern auf bald 7 Millionen gebracht hat. (1730 hatte es nur 4000 Einwohner. Dagegen hat sich London im gleichen Zeitraum nur etwas mehr als verdoppelt, Paris nicht einmal das. Infolge dieses Anwachsens der Bevölkerungszahl der Metropolen hat die ungesunde Wohnbedichte in den Weltstädten rapide zugenommen. In dieser Beziehung markiert Berlin leider an der Spitze. Da in den angelsächsischen Ländern das Einfamilienhaus-System vorherrscht, wohnen in Philadelphia z. B. durchschnittlich nur 5 Menschen in einem Hause, in London 8, in den Mietskasernen von Paris 38 und in Berlin gar 76 Menschen. Übrigens wohnten bereits im alten Rom bis zu 10 Familien in einem Haus.

Einige Tatsachen, die sich mehr

auf den einzelnen Menschen beziehen, seien ebenfalls kurz angeführt: das Durchschnittsalter des heutigen Menschen beträgt nur 33 1/2 Jahre. 1/4 der Geborenen stirbt vor dem 7., die Hälfte vor erreichtem 17. Lebensjahr. Von 100 Personen erreichen nur 6 das 60., und von 1000 nur einer das 100. Lebensjahr; nur ein Mensch unter 500 wird 80 Jahre alt. Geburt und Tod, diese beiden Ur-Mysterien, erfolgen in den meisten Fällen zur Nachtzeit. Von den 2.012.500.000 lebender Menschen sterben jährlich 333.000.000, täglich 91.000, 60 in der Minute, also in jeder Sekunde einer. Nur 900 Menschen von 1 Million sterben eines „natürlichen Todes“, d. h. Infolge hohen Alters.

Die meisten Heiraten in Europa werden in der Zeit zwischen Juni und Dezember geschlossen. Kinder, die im Frühjahr geboren werden, sollen die lebenskräftigsten sein. Ein Argument für „die Gesundheit der Ehe“ liefert die Tatsache, daß von je 200 Personen, die das 40. Lebensjahr erreichen, 125 Eheleute und nur 75 ledig sind. Von solchen, die 70 Jahre alt werden, kommen auf 27 Verheiratete nur 11 Ledige.

Diebstahl am Kinde

Von H. Bodmer

Kann man einem Kinde etwas stehlen, da es doch nichts erworben hat und folglich nichts besitzt? Doch, man kann ihm Dinge nehmen, die es als kleines Wesen schon und ganz ursprünglich aus seiner Menschennatur besitzt: die Phantasie, d. h. die Fähigkeit zum Mißverstehen.

Bei unserem Krämer in einer norddeutschen Gasse gab es, wenn man Kaffee holte, wunderschöne buntgeblümte Düten. Darauf stand mit fetter schwarzer Schrift gedruckt: „Gebr. Kaffee“. Ich studierte erfolglos an den ersten vier Buchstaben herum. Mein Vater — Väter sind immer erstaunlich klug, bis sich mit zunehmendem Alter herausstellt, daß sie genau das Gegenteil sind — mein Vater also erklärte: „Gebr. ist die Abkürzung für gebrannt. Also gebrannter Kaffee.“

Ich nahm es zur Kenntnis, ohne daß es mich aufregte. Aber nach einiger Zeit entdeckte ich etwas höchst Sonderbares. Auf einem Ladenschild, hoch über dem Schaufenster, stand geschrieben: „Drogerie Gebr. Pfund.“ Drogerie, das

wagte ich: Wollentugen, Pfefferminztee, Malzbonbons, grellbunte Flaschen. Pfund, das konnte ich mir denken: so hieß der Ladenbesitzer. Und Gebr., das hatte ich ja längst erst gelernt: gebrannt, gebrannter. Aber nun das Ganze: Gebrannter Pfund Ein Vorname? Unmöglich. Also gebrannt war der Mann. Unheimlich! Wie mochte das geschehen sein? Und warum schreibt er das öffentlich an?

Es war ein sehr anregendes und aufregendes Erlebnis.

Ich hätte es niemandem sagen wollen, vor allem nicht meinem Vater. Er strich dieses wunderschöne Staunen mit einem nachlässigen Wort aus. „Dummst du! Gebr. ist die Abkürzung für Gebrüder. Gebrüder Pfund heißen die Inhaber.“

Mich packte die Wut. „Dann muß es auch Gebrüder Kaffee heißen“, sagte ich verbissen. Er machte ein Gesicht, daß ich es vorzog, mich mit einem leichten Pfeifen zu entfernen. Natürlich beschloß ich, ihm so bald nichts weiter zu verraten.

Aber er kam mir doch noch einmal auf die Spur. Wir pirschten gerne und viel durch die Umgebung der Stadt, verstaubt und vergnügt, und sangen, sangen so schön, daß einige behaupteten, wir wären keine Bürgerkinder, sondern eine Landplage. In unserem Repertoire war das Lied: „Alle Vögel sind schon da.“ Davon hatte ich die ersten vier Zeilen ausgedenkt. Den Rest schrieb ich in hellen Vokalen durch die Welt. Meine Lieblingsstelle war: „Amstel, Drossel, Fintunsta.“ Wissen Sie, was ein Fintunsta ist? Ich habe es genau gewußt. Es war ein riesengroßer Federball, bunt, glänzend, mit dunkelblauen Federn darin. Er kam nur im Märchen vor und schien mir identisch mit jenem sonderbaren Vogel, den man verbrennt und der dann, als ob nichts geschehen wäre, einfach aus der Asche wieder aufliegt. Ich flehte ihn über die Massen.

Mein Vater hielt es für notwendig, uns auf diesen schönen Exkursionen zu begleiten. Wir Brüder gingen Hand in Hand voran, mit einem eblichen lauren Gesichtern. „Vater, singt mir mal eins“, meinte Vater wohlwollend. Sogleich schmetterte ich: „Alle Vögel sind schon da.“ Ich kam aber nur bis zur dritten Zeile. Da raunzte es von rückwärts: „Du, mach mal die Fühne ordentlich auseinander.“ „Fintunsta — unddd — Staaaa!“

Es gab mir einen Stich. Das war alles? Fintunsta! So etwas winziges. Und Stare waren mir schon völlig gleichgültig. Ganz leise, damit Vater es nicht hörte, sagte ich zu meinem Bruder: „Glaubst du das?“ Aber der war schon vom Autoritätswahn angeleitet: „Wenn Vater es sagt“, meinte er achselzuckend.

Seither habe ich meine Irrtümer und Mißverständnisse für mich behalten. Man soll Illusionen nie eher zerstören, bis es dringend notwendig ist.



Gaunertricks, die man kennen muß

Von R. B. Reinwald

Tagtäglich fallen zahlreiche Menschen in die Hände von Gaunern und werden nicht selten schwer geschädigt. Die Opfer sind keineswegs immer unerfahrene, sondern oft auch recht gewählte Leute, aber die Gauner ersinnen nun einmal ständig neue Tricks, gegen die oftmals auch der erfahrenste Mensch nicht gesichert ist. Das liegt vor allem daran, daß die meisten, obwohl die Welt von Gaunern wimmelt, zu gleichgültig, zu leichtgläubig und vertrauensselig sind, selbst wenn sie schon einmal Vorgebeißes geschmeckt haben. Es müßte für diese Menschen ein Lehrbuch geben, in dem alle Gaunertricks aufgeführt sind. Erst dann, wenn sie sich diese eingeprägt hätten, wären sie vor ihnen gesichert.

Da es ein solches Buch nicht gibt und vorläufig auch nicht geben wird, seien hier einige der raffiniertesten Gaunertricks wiedergegeben.

1. **Trick (Bei Sterbefällen):** Der Gauner kundschaftet bei den Hinterbliebenen aus, wann der Verstorbene beerdigt wird. An diesem Tage erscheint er morgens früh vor dem Sterbehaus und wartet, bis die Hinterbliebenen die Wohnung verlassen und zur Beerdigung gehen. Sobald dies geschehen ist, ist für ihn die Zeit da, wo er ungestört in die Wohnung einbrechen kann, denn meistens befindet sich selbst das Dienstpersonal bei der Beerdigungsfeier.

Man tut deshalb gut, wenn man in solchen und ähnlichen Fällen stets irgend jemanden in der Wohnung zurückläßt.

2. **Trick (Erfundene Unglücksfälle):** Der Gauner kundschaftet bei wohlhabenden Leuten aus, wo das Familienoberhaupt außerhalb der Wohnung tätig ist. Weist er das, so telephoniert er eines Tages dessen Gattin an, sie möchte sofort ins Krankenhaus kommen, ihr Mann sei von einem Kraftwagen (oder dergleichen) angefahren und liege bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert worden. Sofort nach dem Gespräch beobachtet er das Haus seines Opfers. Hat es die Wohnung verlassen und befindet es sich schon einige Zeit unterwegs, so ruft er nochmals in der Wohnung an, um festzustellen, ob sich dort noch jemand aufhält. Wenn sich niemand meldet, macht er sich sofort ans Werk, die Wohnung aufzubrechen und auszuplündern.

In solchem Fall ist es am besten, wenn man erst sorgfältig die Angaben des Telephonierenden prüft, und nicht sofort fortgeht. Niemals lasse man aber die Wohnung leerstehen!

3. **Trick (Bei geöffneten Wohnungsfenstern):** Im Sommer, wenn es gerade dunkel geworden ist, sucht der Gauner mit Vorliebe die Hinter- und Vorderseiten der besseren Häuser nach geöffneten Fenstern ab. Findet er ein solches Haus, so wirft er durch das Fenster einen Stein, um so zu prüfen, ob sich jemand im Zimmer oder in der Nähe aufhält. Wenn sich auf das Gepöller niemand sehen läßt, klettert er am Hause hoch, und durch das Fenster ins Zimmer, d. h. wenn es nicht zu hoch liegt, und steht im Nu, was nur erreichbar ist. Oft plündert er dann auch noch die angrenzenden Zimmer aus, auch wenn der Besitzer zu Hause ist. Hören kann man den Gauner ja nicht, denn er geht auf Strümpfen.

Gegen diesen Trick schützt man sich am besten, wenn man abends die Fenster schließt, oder sie nur dann öffnet, wenn man sich in ihrer Nähe befindet.

4. **Trick (Bei Geldsuchenden):** Der Gauner läßt in einer gro-



Alte Tatsachen — neue Erkenntnisse

Von Georg J. Bish

„Küßst wieder Busch und Tal
Still mit Nebelganz,
Läßst endlich auch einmal
Meine Seele ganz...“

Löst er sie wirklich ganz, die Seele dieses Schlafenden, der sich in vollmondheller Nacht von seinem Lager erhebt und mit traumhafter, überweltlicher Sicherheit an der steilen Fassade seines Hauses wie ein Akrobat emporsteigert, der dann, im bleichen Licht balancierend, auf der schmalen Dachrinne geht, und den ein einziger Ruf, der ihn zurück ins Bewußtsein bringt, unweigerlich abstürzen lassen würde?

Nicht Schlaf ist das und nicht Wachen: zwischen beiden Stadien steht der Mondkuckuck, und für alle, auch für die Gelehrten, ist die magische Anziehungskraft unerklärlich, die der Mond auf ihn ausübt.

Wie kann der Mond derart aus einem Menschen ein Gespenst machen? Wie kann er ihn zwingen, nur dadurch, daß er in sein Zimmer scheint, sich von seinem Lager zu erheben und wie ein Akrobat über Steilheiten und Abgründe sicher zu schreiten, die er in wachem Zustand nie überwinden könnte?

Die Psychoanalyse, die sich mit Vorliebe mit diesem Gebiet menschlicher Seelenkrankheit befaßt hat, steht hier vor dem gleichen Rätsel wie wir alle. Sie hat zwar versucht, eine Erklärung zu konstruieren, aber diese Erklärung ist doch ein wenig zu läppisch ausgefallen, als daß sie uns für diesen nächtlichen Spuk und Zauber genügen könnte. Die Psychoanalytiker behaupten nämlich, daß der Schlafende im Mondlicht das Nachklug der Mutter sähe, mit dem sie in seiner Kindheit immer an sein Lager getreten sei, und daß er also, sich erhebend, instinktiv im Mondlicht das Licht der Mutter verfolge.

Nun, das alles hinkt ein bißchen, denn wo ist denn Mutter mit einem „Nachklug“ an unser Lager getreten? Hat sie nicht viel eher die kleine Nachtlampe angeknipst? Der Mond als Nachtlampe? Nein, diese Rätsel sind nicht so leicht zu lösen, diese Magie lagert tiefer, das Mysterium, das unser gesamtes Leben mit dem bleichen erhellten Gestirn da oben verbindet, läßt geheimnisvollere Lösungen zu.

Nicht umsonst hat sich die Menschheit seit Jahrtausenden in Dichtung und Wissenschaft mit

dem Mond befaßt. Mondgott und Mondgöttin, Göttin der Fruchtbarkeit, Mondheinsgrit und Mondschein-Melancholie, es gab kein Volk, es gibt keinen Menschen, in dessen Brust sich beim Anblick des Vollmonds nicht irgend etwas Geheimnisvolles rührt.

über sind, so spüren wir eine Verbundenheit mit ihm, die sehr weit zurückliegen muß, die alt sein muß, wie das Meer.

Wie tief die Beziehungen des

kaum eine Naturkraft, die man nicht zu ihrer Erklärung bemüht hat. Man hat geglaubt beobachten zu können, daß sich die Vögel durch Radiostrahlung aus der Bahn werfen lassen, und hat daraus dann geschlossen, daß die Vögel einem uns bekannten Sender folgen. Aber diesen mysteriösen Sender hat man leider nie entdecken können, und so fiel auch diese schöne moderne Theorie ins Wasser.

Nun ist es dem Gelehrten Dörr gelungen nach langen Jahren voll genauester Beobachtung festzustellen, daß die Zugvögel offensichtlich vom Mond abhängig sind, ja, daß sie den Mond als eine Art Leuchtuhr benutzen.

Ihre Hauptzugzeiten fallen nämlich genau in die Zeit des Vollmonds, mit Ausnahme von vier Vogelarten, bei denen die Zugzeit um ein oder zwei Tage differiert, und mit Ausnahme der Turteltaube, die sich um viereinhalb Tage von der Vollmondzeit entfernt.

Aber nicht nur diese Übereinstimmung hat Dörr festgestellt. Noch eine weitergehende Übereinstimmung läßt die Richtigkeit seiner Beobachtungen vermuten: Die Mondphasen unterliegen bekanntlich einer neunzehnjährigen Periode. In Abständen von neunzehn Jahren nämlich fallen sie stets fast genau auf den gleichen Monatstag. Und genau das gleiche Phänomen ist bei den Vogelzügen festgestellt worden!

Der Vollmond also gibt den wandernden Vogelscharen alljährlich das Zeichen zum Aufbruch. Und so wie er als Rhythmusgeber in ihrem Leben wirkt, spielt er vielleicht auch eine größere, eine tiefere Rolle in unserem Leben, bestimmt er vielleicht, ohne daß wir diese Zusammenhänge ganz durchschauen, die Rolle der Ebbe und der Flut im Geschehen unseres Daseins.

Wieviele Mysterien verbinden uns mit dem Mond? Ist dieses neuauftauchende Vogelzug-Mysterium vielleicht nur der Anfang einer langen Kette von Erkenntnissen, und haben die schredlichen aufgelisteten und schädlichen Leute vielleicht doch allzu vorschnell die Äpfel gezinkt und die Nase gerümpft über die Fingergewandtheit der einfachen Menschentinder an die seltsame Magie des Mondes?



Die Erde vom Mond aus gesehen

Zwar stehen unsere Lichtreflexen grell und bunt gegen seinen Himmel, zwar haben unsere großen Bogenlampen viel von seinem Zauber verdrängt, aber sehr nur zwei junge Menschen, die sich gern haben, zusammen im Mondschein auf eine Bank oder in ein Boot, und sie werden euch beweisen, daß der gute alte Mond noch der gleiche Zauberer ist wie seit vielen Tausenden von Jahren.

Dies seltsame Gestirn löst eine seltsam ursprüngliche Sehnsucht aus in uns, und wenn wir ein wenig hellhörig uns selbst gegen-

Vollmonds sind zu allem, was in der Natur und auf der Erde vor sich geht, das beweisen wieder einmal die neuen interessanten Untersuchungen des österreichischen Forschers J. R. Dörr, die er kürzlich der Wiener Akademie der Wissenschaft unterbreitete. Diese Untersuchungen beziehen sich auf die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen dem Rhythmus des Vogelzugs — und dem Vollmond.

Ueber kaum etwas hat sich die Menschheit so den Kopf zerbrochen wie über diese alljährlichen Reisen der Vögel, es gibt

ßen Tageszeitung folgendes Inserat erscheinen:

„Verleihe gegen Sicherheit (Faustpfand) und niedrige Zinsen kleine und große Beträge.“ (Adresse des Auftraggebers.)

Leute, die auf dieses Inserat hin zu ihm kommen, läßt er vor allem erst ihre Faustpfänder, auf die er es abgesehen hat, vorzeigen. Hat das Faustpfand keinen großen Wert, vertröstet er den Geldsuchenden auf die nächste Woche. — Sobald aber jemand kommt, der ein Pfand von hohem Wert vorlegt, so prüft der Schwindler es scheinbar zu nächst auf die Echtheit und billigt dann dem Besucher die gewünschte Summe zu. Er zahlt aber nicht bar, sondern, wie viele ehrliche Geschäftsleute mit Schied. Dankbar

drückt sein Opfer ihm die Hand, läßt sein Wertobjekt zurück und eilt glücklich zur Bank. Auf der Bank sagt man ihm, daß der Schied leider nicht gedeckt sei. — Sofort geht es zurück zum Geldgeber, aber der ist nicht mehr zu finden. Längst hat er das Weiße gesucht und vielleicht das Wertobjekt schon zu Geld gemacht.

Wie gegen jeden Trick kann man sich auch gegen diesen schützen, und zwar dadurch, daß man sich beim Geldverleiher nur Bargeld geben läßt oder sich, bevor man ihm das Pfand anvertraut, bei einer Auskunft nach dem Betreffenden erkundigt.

5. **Trick (Bei Zimmervermietungen):** Diesmal läuft der Gauner wieder von Haus zu Haus, bis er ein Mietzimmer findet, das über einem Geschäft liegt. Natürlich gefällt es ihm sehr gut,

und er zahlt der Wirtin die Hälfte der Monatsmiete an. Gegen Abend erscheint er, in der Hand einen Koffer; er begibt sich in sein Zimmer, schließt von innen ab und tut, als packte er keine Sachen aus. In Wirklichkeit schneidet er vorsichtig ein großes Loch in den Fußboden, läßt sich dann in das Geschäft hinunter und eignet sich das Wertvollste an. Am nächsten Tage sehen der Geschäftsbefitzer und die Wirtin die Bekkerung. Der Gauner ist bereits über alle Berge.

Gegen diesen Trick kann man sich sehr leicht dadurch schützen, daß man bei dem Einzug seines Untermieters den letzten Abmeldechein verlangt und sich vielleicht noch einen Ausweis zeigen läßt. Oder, was entschieden ratsamer ist: man vermiete nur an wirklich zuverlässige Mieter, über die man sich vorher erkundigt hat.

6. **Trick (Sachen, die zum Fenster heraushängen):** Der Langfinger geht von Hof zu Hof und sucht die Fenster ab. Wäsche, Kleider, Geflügel und alles, was man sonst vor das Küchenfenster hängt bringt er an sich. (Zu Weihnachten macht er ein besonders gutes Geschäft.) Zu diesem Zwecke hat er eine zerlegbare etwa 6—8 Meter lange und 3 Zentimeter dicke Holzrinne bei sich, an deren einem Ende ein scharfes Messer angebunden ist. Hiermit kann er mit Leichtigkeit alles, was er mit der Hand nicht erreichen kann, abschneiden, so daß er es nur aufzufangen braucht.

Wie man sich gegen diesen Trick schützen kann, weiß wohl jeder.

Neben diesen Gaunertricks gibt es noch zahlreiche andere, die aber zum größten Teil bekannt sind und weniger aufzuzählen werden.

Das SCHICKSAL greift ein...

Eine Kriegsgeschichte

Von Rudolf von Dellas

Nun sahen wir endlich einmal wieder beisammen, wir beiden Fünfzigjährigen, ich und der Major. Der Weltkrieg hatte das große Loch in unseren Verkehr gerissen, ich war dann nach Amerika gegangen, er nahm eine Stellung in einer Schweizer Fabrik an. Nun aber lebten wir beide wieder in Deutschland und verabredeten eine Zusammenkunft in jenem Gebirgssee, wo wir früher so oft die Ferien verbracht hatten.

Es war also alles wie früher, wir sahen an dem gleichen Tischchen in der Fensterrede der Gaststube. Ich musterte meinen Freund: die Schläfen waren weiß, die Stirn gefurcht, doch die Augen hatten dieselbe glütige Ruhe, nur manchmal schienen etwas Bohrendes, Scharfes tief in der Pupille zu haften.

Wir schauten zwischen den Giebeln hinaus auf den See, Wolken ballten sich, es schien ein Gewitter zu nahen, in drohend fahlem Blau standen die Gipfel.

Ich hatte gerade ein Erlebnis mit einer Frau erzählt, einer Jugendgeliebten, die mir nach langem Suchen und Sehnen doch nicht beschieden war. Ich schloß: „Das Schicksal hat es eben nicht gewollt“.

Wie noch in geschlossenen Gruppen an, sich drängelnd wie eine Herde, ganz altmodisch. Also, ich war schnell entschlossen: ich setzte mich auf mein Pferd, meinen treuen Hektor, und sauste los nach jener Lichtung hin.

Ich ritt an einem Bach entlang, überschritt ihn an einer leichten Stelle, und da lag auch schon die Wiese mit dem zerklüfteten einstöckigen Jagdhaus in der Mitte.

Ich nahm mein Fernglas heraus und untersuchte sorgfältig den Waldbrand. Nur in der Ferne hörte man bisweilen das dumpfe Dröhnen von Artilleriefeuer.

Wenn ich in das Häuschen hineinging und oben aus jenem Dachfenster schaute, so konnte ich bestimmt einen weiten Ueberblick des Waldes erreichen, und war von dort aus nicht das geringste Verdächtige zu bemerken, so durfte man wohl schließen, daß der Wald noch von Russen frei sei.

Also! Ich galoppierte zu dem Häuschen, stieg ab, band mein Pferd an ein Geländer, das zur Eingangstür führte. Das Haus war totenstill. Ich öffnete die Türen im Erdgeschoß, kein Anzeichen menschlicher Benützung. Ich stieg die Treppe hinauf. Kleinere, niedrigere Zimmer, Jagdtrophäen an den Wänden, ein Feldbett, ein

tatarischen Badenknochen. Diese Badenknochen machten auf mich einen besonderen Eindruck, es waren halb wilde Völkern, die würden einen Offizier nicht gefangen nehmen, sie würden ihn tötschießen, um ihn zu berauben. Die goldene Uhr würde die begehrte Beute sein. Aber ich zog meinen Revolver und dachte nur noch: jetzt wehre ich mich bis zum äußersten. Ein Entschließen schien mir unmöglich. Ich hielt jede Rettung für unmöglich, ich fühlte, wie mein Atem stockte. Ich hielt nur meine Pistole fest in der Hand, fünf Patronen waren darin. Ich wollte mein Leben nicht billig hergeben.

Langsam und spähend kamen die Feinde näher. Gewiß, es waren Tataren. Ich sah die schmalen geschliffenen Augen, die mir höhnisch zu blinzeln schienen. Sollte ich doch noch fliehen? Sollte ich mich im Hause verstecken? Aber das Pferd war ja mein Verräter gewesen; sie würden alles durchsuchen, und es würde

verlegen geworden, darum wollte ich schnell etwas sagen: „Und wer hatte die Granate abgeschossen?“

Der Major zuckte die Achseln: „Ich habe es nie erfahren. Aber es ist möglich, daß unsere Artillerie aus einer ferneren Stellung den ganzen Vorgang beobachtet hat und, um mich zu retten, eingriff. Möglich! Aber es ist auch möglich, daß...“ „Nun?“

„Daß es wie im Märchen war.“

Wir stechen uns

Von Hans Mortimer von Schmidthal

Die Mahnung, nicht wider den Stachel zu töten, ist eigentlich überflüssig, da sich für jeden im Leben immer und überall der Stachel bemerkbar macht. Ob man „in diesen schlechten Zeiten“ in Mitteleuropa sitzt, den Gauriantar bestiegt, die Sahara durchquert oder in einem Urwald bannisiert, alles hat seinen Stachel — nichts wie Plage und Ärger — Mühe und Arbeit nannte es schon der weise Salomon.

Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, zog ich in den Orinokowald, um eine Bahnvermessung zu machen und wenn schon keine Rose ohne Dornen ist, so ist der Urwald eine besonders stachelige Angelegenheit. Wo du hinsiehst, überall sticht, kratzt oder beißt dich etwas. Schleichende Banther, tolosnukschmelzende Affen, zischende Giftnattern überfallen nur anfangs. Skorpione, Moskitos, Tausendfüßler, Riesenschnecken, die ihre Stachel, Reiß- und Kneifwerkzeuge an dir erproben, gehören zur täglichen Urwald-Routine als selbstverständlich.

Eins aber macht das Leben zur Hölle, den Urwald zu brennender Wildnis: Die Chivacoa-Blattlauszede, eine fast unsichtbare Ranne, die von Busch und Blatt herabfällt, sich dir in die Haut bohrt und darin wohlgeborgen prahlt.

Hei, wie das teuflisch juckt und brennt! Man möchte aus der Haut fahren und steckt doch drin! Gerade so, wie ich beiläufig mit meinem Meßinstrument, einem Theodoliten, nach einigen Wochen in einem Urwaldsumpf steckte. Da lag ich nun, chivacoabehaftet seit Tagen bis an den Gurt im lauwarmen stinkenden Sumpfbred, ich wachte klammesprechend und suchte grauig. Während ich im Sumpfschlamm am Stativ meines Theodoliten herumklaubte, ringelte sich mir plötzlich etwas Schlängelndes um mein Bein.

Die Haare stehen mir zu Berge — und mir bleibt ein würziges Sprüchlein, das ich zur Anfeuerung des Betätigungsdranges an meine Beine richten will, im Halse stecken. Es löst sich aber in einem Erleichterungsseufzer auf, da es diesmal keine Anaconda-Wasserschlange, sondern nur eine Sumpfschlange ist, die sich mir um den Schenkel schmiegt.

Der Seufzer verhallt im Getöse einer Wolke blutiger Moskitos.

Plötzlich unterbreche ich die heiser bellende Beschwörung der höllischen Prominenten. — Ei, steh mal an! — Was sieht denn da für ein kleines Ungeziefer unter der Schraubenlupe des Theodoliten, gerade auf dem Strich, den ich ablesen will? — Aha, eine Anophelis, eins der blutrünstigen Viechen, die mich hinterücks heimtücklich bearbeiten.

Ha! Für die ganze Infame Ge-

daß eine Glückssee unsichtbar schwebte und mit zarten Händen das Menschentum lenkte.“

Der Major lächelte. Und wie schön wurde das harte, sturmerprobte Männergesicht durch dieses Kinderlächeln.



Fast genau zwischen dem Haus und dem Wald schlug eine Granate ein

Der Major hob den Kopf, ein ernster Zug lag um seinen Mund, aber zugleich spielte in dem Auge ein leichtes Lächeln. Er sah wie in weite Ferne. „Das Schicksal! Im Kriege kam es mir einmal besonders nahe, fast greifbar, als ein unendliches Seilsames. Wie ein weißes Licht zwischen all dem Grauen. Wie das Eingreifen einer milden Hand, die das Gräßlichste sanft zurückschob. Ich will es dir erzählen.“

Er lehnte sich zurück und begann: „Wir kämpften in den Karpaten. Nach stottem Vorwärtsschritt war eine Stodung eingetreten. Ich fürchtete, es würde auch hier das übliche Sich-Eingraben losgehen, der Maulwurfskrieg. Aber wir umfingten die russische Stellung, der Gegner ging rasch zurück, und in unserer Linie kam ein frischer Schwung. Ich stand auf dem rechten Flügel mit meiner Kompagnie, ziemlich weit vorgeschoben. Mich stachelte ein beständiger Ehrgeiz, mit meinen Leuten etwas recht Schneidiges zu machen, wir wollten einmal zeigen, was wir konnten. Nun lag da vor uns ein Wald, starr und undurchdringlich wie eine Mauer. Flieger hatten wir keine da, die schirrten alle in Frankreich. Ob der Feind den Wald besetzt hielt? Ich studierte die Karte: hier leitlich zog sich eine Wiese halbkreisförmig in den Wald hinein und darauf stand ein Jagdhäuschen. Von dort mußte man doch Einblick gewinnen können. Diese Russen waren ja so primitiv in ihrer Kriegsführung (so griffen

Schrank, ein zerbrochener Spiegel, sonst nichts. Dort ging es noch einige Stufen hinauf zu einem turmartigen Aufbau, einer Art Erker. Das mußte der höchste Punkt des Hauses sein; ich öffnete ein kleines Fenster und nahm mein Fernglas vor die Augen.

Welch ein prächtiger Bild: dunkel und gewaltig der grün-schwarze Tannenwald. Dort schien sich etwas zu regen. Es war ein Hase, der ruhig sein Männchen machte. Ich ließ mein Glas den ganzen Waldbrand entlang streifen. Da funkelte etwas zwischen den Stämmen. Gewehre!

Blitzschnell stürmte ich die Treppe hinunter. Aber es war zu spät. Klatsch: eine Kugel schlug gegen die Turmwand. Klirr raselte eine Fensterscheibe. Der Feind schien die Wiese umzingeln zu wollen, denn auch von der Seite her kamen jetzt Schüsse. Ich hörte mein Pferd wischen und icharren, jetzt riß es am Zügel, jetzt stampfte es im rasenden Galopp davon. Es war wohl getroffen worden und hatte sich losgerissen.

Ein lähmendes Entsetzen befiel mich. Gab es denn keine Rettung? Ich schlich geduckt an ein Fenster. Etwa ein Duzend Russen kamen langsam, vorsichtig aus dem Walde heraus, in weitem Abstand. Sie wußten natürlich, daß ein deutscher Offizier in dem Hause sei, sie hatten das Militärpferd gesehen, das davonlief. Ich konnte deutlich ihre Gesichter erkennen, es war wohl ein asiatisches Regiment: ich sah die gelbliche Hautfarbe und die breiten

stand meinem Ehrgefühl, von diesen Kerlen aus einem Versteck hervorgezogen zu werden. Ich straffte mich und ging der Türe zu. Doch noch einmal sah ich hin: Die Russen waren auf etwa zwanzig Meter herangekommen. Ich hatte keine Hoffnung mehr. Diese grinsenden Gesichter. So also war mein Tod. Allein hier ermordet werden.

Und nun, lieber Freund, kam das Schicksal, und es geschah das Seltsame, Wunderbare. Fast genau in der Mitte zwischen dem Hause und den sich nähernden Russen — schlug eine Granate ein. Es trachte, Erde flog umher, ein ganzes Stück Wiese wurde herausgerissen. Und die Tataren machten lehrte und rannten dem Walde zu. Sie glaubten, in eine Falle gegangen zu sein und erwarteten eine weitere Befehlshung.

Schon war ich aus der Türe hinaus und lief, was ich nur konnte, der anderen Richtung zu, ich kam an den Erlenbach, sprang hinüber, ich lief und lief und traf bald unsere Vorposten. Mein Burtsche kam mir entgegen: „Das Pferd von Herrn Hauptmann ist schon da, wir glaubten schon, Herr Hauptmann sei gefallen.“

Mein Herz hämmerte so, daß ich mich hinlegen mußte. Ich lag auf dem Rücken und sah in den blauen Himmel. Ruhig schwebten da oben die weißen Vögel. Wie selig war dies Blau.“

Mein Freund hatte geendet und steckte sich eine Zigarre an. Ich kam mir mit meinem Liebesjorgen recht klein vor. Ich war



Inhaltsangabe:

Von ihrer Ehe enttäuscht, beschließt Angela Freymann, ihren Mann auf Gut Mingen in Ost Friesland heimlich zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. Ihre Flucht wird durch das Erscheinen eines Unbekannten gestört. Angela erfährt, daß der Fremde mittelst Fallschirm in der Nähe gelandet ist, um auf das Gut zu gelangen. Freymann kehrt unerwartet zurück und begrüßt in dem Unbekannten einen alten Kriegskameraden. Nach geheimnisvollen Auseinandersetzungen versucht Letzterer am nächsten Morgen zu flüchten, wird aber von Freymann zurückgehalten. Er wiederholt am nächsten Morgen seinen Fluchtversuch, der wiederum mißglückt, da die Bevölkerung gegen ihn aufgehetzt ist. Die un freiwillige Landung eines Flugzeuges verwirrt die unheimliche Angelegenheit noch mehr.

(8. Fortsetzung.)

Angela hatte sich in die Küche begeben; bei solchen Gelegenheiten mußte sie sich um die Köchin kümmern, die leicht den Kopf verlor. Viele Gäste gab es hier auf Mingen so selten, daß es Minna verwirrte. Sie war ein herzenguter Kerl, aber Dispositionen gehörte nicht zu ihren starken Seiten.

Als die junge Frau später zu ihren Gästen trat, hatten es sich die Herren in den großen, etwas altmodischen Eßzimmer schon bequem gemacht. Und als habe es der unsichtbare Regisseur, der alles lenkte, auch diesmal so gewollt, erschien Angela gerade, als Behrendt sagte: „Schade, daß Sie heute so spät in Eggensooel angekommen sind, Freymann, eine Stunde vorher und Sie hätten mitfliegen können. Denken Sie nur, dann hätten wir Sie gewissermaßen nach Hause gebracht.“ Er lachte wie ein großer Junge. Ohne zu ahnen, daß er seinem Wirt soeben etwas Peinliches angetan hatte.

„Ja, wollte beim Durchfahren durch den Ort mal nach Ihnen sehen“, parierte Robert Freymann den unbewußten Fleiß. Aber vergeblich. Angelas Stirn begann das Gehörte schon in Gedanken umzuarbeiten.

Aurich... Eggensooel... die beiden Orte lagen von Mingen aus in gänzlich verschiedenen Richtungen; es war ausgeschlossen, daß man von Aurich nach Eggensooel gelangte, ohne hier vorüberzukommen. Folglich war Robert nur in Eggensooel gewesen. Wozu hatte er das verheimlicht, warum von Aurich gesprochen, noch dazu in sehr ausführlicher Art, unter Angabe von Einzelheiten und konkreten Gesprächen mit Personen, wie es der Notar, der Grundstücksmakler und andere waren?

Eine Bemerkung Behrendts half Freymann über die erste Klippe hinweg, die seiner seiner Gäste bemerkt hatte. Aber sie warf ihn aufs neue in eine bedrohliche Brandung des Gesprächs. „Mit Verlaub, Freymann, ich finde es unverzeihlich, daß Sie uns Ihre Frau so lange vorenthalten haben“, rief der lange Schwerenöter, als er Angela hier in heller Beleuchtung sah, „es ist doch kein Verbrechen, wenn man feststellt, daß weit und breit keine Dame im Friesenland lebt, die sich mit der gnädigen Frau vergleichen kann. Ich weiß nun, daß es ein guter Gott war, der uns an diesem Ufer stranden ließ.“

„Sie sind allerdings immer unbewegt bei uns erschienen“, seufzte Dr. Dieseldt aus einer Ecke hervor, wo er sich der Umarmung eines überaus bequemen Ohrensessels hingegeben hatte, „wenn ich nur wüßte, an wen mich Ihre Gattin erinnert... an ein Bild... oder an eine Bekannte in Berlin... hm... da läßt mich mein Gedächtnis im Stich.“

„Und nicht einmal erzählt haben Sie uns von Ihrer Frau“, knurrte Martini vom Fenster her. Es klang sehr unfreundlich, als unterstelle der Major Freymann damit eine gewisse Abkühlung.

„Meine Herren, ein gut erzogener Mann proht nicht mit seinem wertvollsten Kleinod“, zog sich der Hausherr aus der Affäre. Aber es war wiederum so, daß er sich den Gästen gegenüber rettete, aber ängstlich auf Angela hinsah, mit einem Forsche, das sie wohl verstand. Seine Besuche in Eggensooel, die er stets verschwiegen hatte, waren durch diese Unterhaltung enthüllt. Und zwischen ihm und der Frau, die er seit Monaten belog, strömten unausgesprochene Gedanken.

Die Frage nach dem Trunk, den man an an einem solchen Abend selbstverständlich sorgsam auswählen wollte, beschäftigte dann den Wirt, Behrendt und Martini für ein paar Minuten.

Da erhob sich Dr. Dieseldt schwerfällig aus der Hut seines Sessels und trat neben Angela, die gerade aus dem Büfett das Silber für den Tisch herbeiholte.



„Mensch, so kapieren Sie doch endlich... die große Chance ist da!“

„Und wir kennen uns doch, gnädige Frau“, sagte der kleine Herr, der sicherlich schon jenseits der Fünfzig stand, „es ist nicht möglich, daß ich mich so täusche.“ Sie blickte auf und wußte im Nu, daß er recht hatte und daß auch ihr Instinkt sie nicht irreführte.

„Natürlich... wo habe ich denn meine Augen gehabt... Herr Professor Dieseldt aus Berlin. Dahlem... nicht wahr?“

„Ja, Kaiser-Wilhelm-Institut. Und nun weiß ich alles. Sie sind doch die junge Dame, die mich vor zwei Jahren bei Rechtsanwalt Wirtlich so nett über eine Stunde Wartezeit hinweggebracht hat? Stimmt das?“

Angela lachte auf. Ihre Augen leuchteten, da jemand vor ihr stand, der sie an die Zeit vor ihrer Ehe erinnerte. Gewiß, das war der lebenswürdige Mann, der sich zu ihr gesetzt und ihr von seiner Arbeit erzählt hatte. Sein Name war ihr natürlich bekannt vorgekommen, war er doch der eines der größten deutschen Gelehrten; man hatte ihn vor einigen Jahren häufig in Verbindung mit dem Nobelpreis genannt, den er durch irgendeine Tücke des Zufalls doch nicht erhalten hatte. Er war Chemiker, ein weltberühmter Forscher. Damals hatte er eine Villa in der Nähe des Instituts gekauft, der Verkäufer hatte ihn warten lassen, und so war ihre, Angelas Bekanntschaft mit dem Professor entstanden.

„Die Welt ist doch zu klein, Herr Professor“, sagte sie kopfschüttelnd.

„Vor allen Dingen bin ich für Sie nur der Dr. Dieseldt. Wer hätte gedacht, daß wir uns in diesem Winkel der Erde wiedersehen würden! Haben Sie übrigens damals die Blumen bekommen, die ich Ihnen am nächsten Tag schicken ließ?“

„Natürlich... und bedankt habe ich mich doch auch.“

„Ganz richtig... die Karte habe ich noch irgendwo aufgehoben, als Erinnerung. Wir älteren Herren

sind für so etwas dankbar. Nein, wie ich mich freue.“

Der Professor nahm Angelas Hand und freischelte sie wie ein Vater, der eine Tochter wieder gefunden hat.

Ihr war es, als hätte der Besuch der drei Flieger für sie plötzlich eine andere Bedeutung erhalten. Ein menschliches Band zwischen ihr und einem der Männer war gefunden, freudige Begegnung erfüllte sie. Das alte Haus, das ihr sonst so kalt und fremd vorkam, gewann an Wärme und Wohnlichkeit. Sie war nun gern Wirtin, freute sich auf diesen Abend, endlich einmal einen Abend in der Gesellschaft von netten Menschen, die von draußen zu erzählen wußten.

Dann aber, mitten in ihrer Arbeit, die sie von der Küche in den Keller, vom Keller ins Eßzimmer, vom Eßzimmer zurück in die Küche führte, stellte sich wieder die Beunruhigung ein, die vorher durch Hansjürgen Rohdes sonderbares Gebaren und durch sein überstürztes Verschwinden entstanden war; dazu das Verhalten Roberts, seine von Geheimnis umflossenen Beziehungen zu den drei Männern, die ihr zu so später Stunde unerwartet ins Haus geschneit waren. Wenn das mit Behrendt und seiner Begleiter Erscheinen zusammenhing, konnte es eine Bedrohung der Flieger bedeuten. Sie empfand Furcht, Besorgnis, die Schwere einer Verantwortung. Denn sie war der einzige Mensch unter diesem Dach, in der ganzen Gegend sogar, der klarer sah als andere, und den Ereignisse, Beobachtungen und empfindsame Nerven gewarnt hatten.

Davon war sie erfüllt, bedrückt, als sie oben im Eßzimmer die Worte auffing, die Behrendt sagte: „Wir müssen nun aber schnell nach Eggensooel telefonieren, man wird sich schon allerlei Gedanken um unser Verschwinden machen.“

„Hätte längst geschehen müssen“, knurrte Martini, der sich nach wie vor stark zurückhalten schien.

„Das übernehme ich natürlich“, erbot sich Freymann mit großem Eifer, „ich sehe es bei unserm Postkutschlein durch, daß ich die Verbindung sofort habe.“

„Vielen Dank, Freymann, lassen Sie mich, bitte, wenn es so weit ist. Möste mich morgen ganz früh zwei Monteur mit Werkzeug im Auto herüberschicken. Die Leute müssen um sechs zur Stelle sein, spätestens um sechs.“

Der Hausherr entfernte sich nach oben, wo sich in seinem Schlafzimmer eine Nebenstelle des Telefons befand. Angela fiel es nur flüchtig auf, daß er sich nicht von nebenan, von seinem Arbeitszimmer aus mit Eggensooel verbinden ließ.

Sie hatte unten in der Küche Minna in größter Verlegenheit zurückgelassen, weil sie von ihr eine saure Bezeichnung für die Rumpsteaks verlangte, die man in aller Eile abbriet. Und da Bern bekanntlich von Mingen durch viele hundert Meilen getrennt liegt, war Minna nicht imstande, solchen Anforderungen ohne weiteres nachzukommen.

Es ergab sich nun eins aus dem anderen wie stets, wenn sich der Zufall der banalsten, einfachsten Dinge bedient, um zu einem schweren Konflikt zu führen: Minna hatte die Sauce bereits mit überflüssiger Geschäftigkeit in Angriff genommen, die Sache sah bedrohlich aus, und Angela, selbst mehr in Erfahrung mit Büroarbeiten aufgewachsen als in der Küche, beschloß ihr Kochbuch zu Rate zu ziehen.

Das lag oben zwischen anderen Büchern, die sie nicht in ihres Mannes Bücherschrank stellte. Sie beeilte sich also hinaufzugehen, betrat ahnungslos ihr Schlafzimmer und... blieb an der Schwelle stehen, den Atem beinahe anhaltend, wie gelähmt.

Nebenan sprach Robert Freymann am Telefon. Er sprach

zwar in gedämpftem Ton, aber sehr energisch, schnell und deutlich. Es war ihm, dem sonst so Vorsichtigen, passiert, daß die Tür zwischen seinem und seiner Frau Zimmer einen Spalt offen geblieben war.

So schlugen ihr als erstes die Worte entgegen:

„Wenn ich Ihnen aber sage, Haud, daß es stimmt: Zum Teufel, ich kann mich nicht am Telefon deutlich ausdrücken, Sie müssen Ihren alten Schädel auch einmal zu ein bißchen Klarheit zwingen... Notlandung... und die Maschine liegt an Ihrem Bootssteig. Mensch... so kapieren Sie doch endlich... die große Chance ist da!“

Dann schlen der Baron am anderen Ende der Leitung zu sprechen, denn Freymann schwieg, wie er beruhigend sagte:

„Sie können unbesorgt sein, Baron, das Fräulein vom Amt ist damit beschäftigt, mit Eggensooel ranzubringen. Sie sind also im Bild?“

Und abermals eine Pause.

„Ich schide Ihnen Rohde, ich glaube zu wissen, wo er zu finden ist. Lassen Sie ihn auf seinen Fall aus den Händen. Er soll froh sein, daß die Sache auf so einfache Weise zu erledigen ist. Wenn alles glatt geht, sind wir um vieles weitergekommen. Vielleicht begnügt man sich mit dem, was wir heute nacht erreichen können. Wie... Sie glauben, daß er sich noch immer weigern wird? Dann lassen Sie alle Rücksichten fallen. Wir haben nur ein paar Stunden Zeit. Nein, den großen Trumpf würde ich vorläufig nicht auspielen. Lassen Sie ihn aber merken, daß Sie auch dazu entschlossen sind. Wie geht es ihr übrigens... hat sie die Reise gut überstanden? Ich werde morgen bei Ihnen vor sprechen. Na, morgen brauchen wir sie vielleicht nicht mehr. Sehen Sie sich nur vor, daß Sie den Mann noch nicht zu Gesicht bekommen, sonst entstehen unnötige Verwicklungen.“

Haud schlen dann Rückfragen zu stellen, die Freymann ärgerlich beantwortete.

„Sie sind wirklich recht schwerfällig, Alterchen. Wenn man sich in so was einläßt, muß man eine gewisse Tatkraft entwickeln, darf nicht zögern. Ich habe Ihnen doch alles so gut geordnet. Sie brauchen nur zu tun, was ich Ihnen sage, Rohde muß ran, ob er will oder nicht. Die „Griffia“ fliegt morgen zurück. Und die drei Herren schlafen hier bei uns. Nur Vorsicht, zwei von den Fliegern sind mit der Überwachung der Maschine betraut. Na, darüber reden wir noch. Das wird sich leicht ändern lassen.“

Kein Wort entging Angela, sie nahm jeden Laut in sich auf, prägte ihn sich ein, fing gleich damit an, zu überprüfen, was sie gehört hatte. Wie reibungslos fügte sich diese Unterhaltung in alles ein, was sie bisher wahrgenommen hatte! Gewiß, es blieb noch tausendfach Unaufgeklärtes, aber die Bestätigung für Vermutungen und Befürchtungen hatte sie doch gefunden.

Im Nebenzimmer beendete Freymann seine Instruktionen für Haud damit, daß er ihm noch weitere Verhaltensmaßregeln in Aussicht stellte. Er schlen den Baron zu beherzigen, schlen Bedenken des Alten nicht gelten zu lassen. Und von Rohde sprach er im Ton eines Mannes der weiß, daß es für ihn keinen Widerstand gibt, keinen Widerspruch gegen seine Anordnungen.

Angela merkte, daß Robert den Hörer aufgelegt hatte. Behutsam bewegte sie

sich im Halbdunkel zu dem Tischchen, auf dem ihre Bücher standen. Sie suchte nach dem Kochbuch, bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden. Aber mit einem Mal fiel ein Bild um, die Photographie ihrer Mutter; kitzigend berührte der Rahmen die Glasplatte des Tischchens.

Fast im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgerissen.

Angela drehte sich um. Robert stand dort, für Sekunden regungslos, gleich ihr gelähmt von Überraschung und Ratlosigkeit.

Dann legte er hinter sich die Tür ins Schloß, tastete nach dem Schalter und drehte das Licht an. In der aufflammenden Helle drückte sein Gesicht deutlich die Gefühle aus, die ihn beherrschten.

„Du... du hast gelauscht?“ preßte er hervor, während er langsam näherkam. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Ich hatte es nicht nötig, du warst laut genug“, gab sie trohig zurück.

Das warnte ihn. Sie wußte, er hatte vor ihr Respekt. Er würde nicht wagen, diese Szene bis zum Äußersten zu treiben.

„Du hast also gehört, was ich mit Haud gesprochen habe?“ versicherte er sich noch einmal.

„Warum fragst du das? Ich leugne es nicht. Ich wollte hier etwas holen, sonst wäre ich dir nicht nachgekommen.“

Er verlor den letzten Rest von Fassung. „In seinem elgigen Hause kann man nicht mehr ungestört telefonieren“, schrie er wütend, „so weit ist es mit uns gekommen!“

„Wie weit es mit dir gekommen ist, weißt du selbst. Mich aber nicht in deine Heimlichkeiten hinein. Ich wiederhole, daß ich ganz zufällig Zeugin deiner Unterhaltung mit dem Baron geworden bin.“

„Und... was denkst du nun darüber?“

„Es hat mich nicht so sehr überrascht, wie du zu glauben scheint. Ich ahnte vieles. Du hast sonderbare Gespräche vor, vielleicht noch Kergeres. Ich kann da nicht mit, kann mir nicht einmal erklären, was es ist, das du mit Hauds Hilfe durchsehen willst. Aber ich warne dich, Robert, ich mache nicht gute Miene zum bösen Spiel, ich lasse es nicht geschehen, daß Menschen bedroht werden, die unsere Gastfreundschaft genießen.“

„Bah... bedroht?“ meinte er in einem Ton, der alle ihre Befürchtungen beiseite räumen sollte.

„Ich kann nicht über Gefahren urteilen, die mir so geschickt verborgen werden, fuhr Angela mit gleichmäßiger Ruhe fort, die allein imstande war, Robert Freymann zu imponieren, „aber dein Vorhaben scheint doch das Licht zu scheuen, steht auch gewiß mit dem Gesetz irgendwo im Widerspruch. Das wirst du nicht leugnen.“

„Es gibt da sehr feine Unterschiede, Abstufungen, Möglichkeiten“, sagte er ausweichend, „man darf es nicht so genau nehmen, wenn man vorwärts kommen will.“

„Lieber umkommen, als auf solche Weise vorwärts! Aber das ist Geschmacksache. Unsere Wege werden sich bald trennen, das läßtst du doch...“

(Fortsetzung folgt.)



„Lieber umkommen, als auf solche Weise vorwärts!“

So oder so — Dichterlos

Von Henrik Pontoppidan

Berechtigte Uebersetzung aus dem
Dänischen.

Im Vorzimmer des großen Verlegers stand ein junger Dichter. Aus seinen Augen leuchtete das heilige Feuer der Begeisterung für alles Erhabene und Schöne. Unter dem Arm hielt er ein Manuskript. Es waren Gedichte, geboren aus seiner Sehnsucht, seiner Schwermut, seinem jungen Trost — Traumbilder, die jetzt in das Licht des Lebens hinausschlüßten sollten.

Klinglich und doch entschlossen pochte er an die Tür und betrat das Privatkontor des Verlegers, das Allerheiligste der Dichtkunst, durch das der Weg zum Barnab und zur Unsterblichkeit geht.

In dem hohen, mit Büchern und Dichterbüsten stillvoll ausgestatteten Raum sah der große Verleger an einem reichgeschmückten Schreibtisch. Es war ein kleiner Mann mit langem, schwarzem Bart, goldener Brille und spiegelblanker Glase. Mit einer ersten Handbewegung begrüßte er den Jüngling und bat ihn, Platz zu nehmen. Dann begann er schweigend im Manuskript zu blättern.

Inzwischen sah der junge Mann mit klopfendem Herzen auf seinem Stuhl und ließ den Blick im Zimmer umherstreifen. Und mit einemmal hatte er die Empfindung, als ob all die alten Dichterbüsten mit einem auf ihn herabblähten.

„Sie haben Talent, junger Mann!“ begann der große Verleger plötzlich. „Das sehe ich auf den ersten Blick... Aber — entschuldigen Sie — was schreiben Sie für lächerlich altmodische Sachen! Schon die Titel! „Eisenreigen“, „An den Mond“, „Nachleuchter“, „Ihre Räder“... Wissen Sie, so was ist doch wirklich allzu sehr veraltet! Im vorigen Jahr hätte es noch zur Not gehen können — jetzt ist es einfach unmöglich! Das Publikum hat solche Schwärmerereien längst satt. Sie sind nicht mit der Zeit mitgegangen, junger Mann! Sie haben nicht gesehen, daß die Dichtkunst sich neue Wege gesucht hat, daß sie die großen Gesellschaftsfragen zur Diskussion stellt, daß sie schonungslos die Gebrechen der Zeit aufdeckt und ohne Scheu das Alltagsleben mit seinem Kampf und Streit, seinen Sorgen und Nöten, seinem ganzen, erdrückenden Elend schildert. Haben Sie nicht den letzten großen Roman meines Verlags gelesen, „Der Mithras“?... Oh, den sollten Sie wirklich studieren! Ich stelle Ihnen gern ein Exemplar zur Verfügung. Können Sie ein solches Werk schreiben, so soll es mir ein Vergnügen sein, es zu verlegen. Und ich garantiere Ihnen: Sie werden damit über Nacht berühmt werden!“

Der junge Dichter eilte nach Hause in seine armselige Dachkammer und warf sich über das mitgebrachte Buch. Mit glühenden Wangen durchslog er ohne Pause den starken Band, und als er damit fertig war, warf er seine Verse ins Feuer.

Jetzt kannte er seinen Weg und sein Ziel.

Gleich am nächsten Tag begann er zu arbeiten. Tag und Nacht und während der Hunger in seinen Eingeweiden nagte und seine Finger vor Kälte blau und steif wurden, belächelte er auf dem Papier den schweren Kummer seines jungen Lebens, schilderte er seinen Kampf und seine enttäuschten Hoffnungen.

Die Jahre gingen. Denn nur voll ausgerüstet sollte das Werk aus seinen Händen hinausgehen. Seine ganze Seele wollte er in diese Blätter legen, die seinem Namen die Unsterblichkeit geben sollten.

Als das Buch schließlich fertig war, schickte er es an den großen Verleger, und eine Woche später stand er wieder im Allerheiligsten. Der Verleger war in der Zwischenzeit rund und fett geworden. Statt des ernsten Prophetenbarts

Ein Paar Servierregeln

Nicht jede junge Hausfrau hat ein Mädchen, das gut und richtig servieren kann. Schnell ein paar Winke für die Anfänger.

1. Das Mädchen trägt am besten ein sogenanntes schwarzes Servierkleid mit weißer Lackschürze. Die Frisur muß peinlich ordentlich sein, die Hände sehr sauber. Sollte das Mädchen aufgesprungene Hände haben, läßt man es besser weiße Baumwollhandschuhe tragen. Die Schuhe müssen möglichst leicht sein, damit sie kein Geräusch machen.

2. Man beginnt mit dem Ehrengast und geht dann rechts herum weiter.

3. Das Mädchen darf sich niemals in die Unterhaltung mischen, niemals einen Gast zum Essen nötigen, nur wenn jemand die angebotenen Speisen nicht bemerkt, darf es sich mit einem Blick an die Hausfrau wenden, und diese macht dann den Gast darauf aufmerksam.

4. Das Mädchen serviert am sichersten, wenn es die linke Hand unter das Tablett legt und mit der rechten Hand den Rand des Tablett hält.

5. Die Suppe wird von der rechten Seite aus vor jeden Gast gestellt. Niemals darf man das Gefäß haben, daß der Dämon mit der Suppe in Berührung kommt.

6. Alle Speisen werden dem Gast von der linken Seite angeboten.

7. Gebrauchte Teller und Bestecke werden von rechts fortgenommen. Man legt das Besteck auf den Teller, nimmt beides zusammen fort, und legt alle Bestecke auf dem Tablett auf einen Teller und schichtet die anderen Teller daneben auf. Alles mit möglichst wenig Geräusch.

8. Neue Teller werden stets von rechts hingestellt.

9. Beim zweiten Gang kann man mit dem Servieranfang wechseln und beim zweitwichtigsten Gang beginnen.

10. Jeder Gang wird zweimal serviert, nur nicht die Suppe und das Vorgesetzt.

Die Hausfrau

Man lege Briefe und Papiere niemals in Bücher oder Zeitschriften. Erstens werden sie im

geeigneten Moment nie gefunden; zweitens kommen sie beim Verleihen von Büchern leicht in fremde Hände. Man mache es sich zur Gewohnheit, sie sofort an ihren Aufbewahrungsort zu bringen oder sie zu vernichten.

Frisch, frisch und noch mehr frisch müssen alle Lebensmittel sein. Man muß die Sah den Hausfrauen förmlich ins Gedächtnis einhämmern, damit sie nicht so gleichgültig dagegen sind. Wer einmal begriffen hat, wie wundervoll ästhetisch frische Lebensmittel sind, wie sehr sie die Zubereitung erleichtern, da in ihnen noch aller Wohlgeschmack erhalten ist, wird keine Mühe scheuen, auch wenn die Beschaffung vielleicht ein bißchen umständlicher ist.

Gesundheits- und Körperpflege

Für die Schönheit und Klarheit der Haut ist ein geregelter Stoffwechsel unbedingt erforderlich. Man hüte sich aber vor Gewohnheitsmitteln und versuche lieber durch geregelte und naturgemäße Lebensweise einen Erfolg zu erzielen.

Kleine rote Flecken darf man ausnahmsweise, wenn man besonders schön sein will oder muß, mit ein wenig Teint verdecken. Man verleiht aber nur einen Hauch darauf, da Teint sonst nicht deckt, sondern schmirt. Auch Alsenmilch in der Farbe der Haut leistet gute Dienste.

Ein wenig Höflichkeit

Sehr leicht zu sprechen ist unhöflich. Da die Aufmerksamkeit des Zuhörers sich ganz auf die Worte konzentrieren muß, geht das Beste, der Inhalt des Gesprochenen, verloren.

Genau so unhöflich ist zu lautes Sprechen und Schreien, sowie mit den Händen sehr lebhaft Bewegungen zu machen, oder gar den andern irgendwie zu berühren. Es gibt Menschen, die ihrem Gegenüber bei jeder Unterhaltung einen Knopf abbrechen oder ihnen zur Betätigung ihrer Worte auf die Schulter oder auf die Knie schlagen. Wer diese Untugenden besitzt, sollte sie sich auf dem schnellsten Wege abgewöhnen.

Gehen Sie nach Hause, lieber Freund, und schreiben Sie ein paar schöne, farbenfrohe Gedichte. Wenn ich die auf feinstem Büttenpapier drucken lasse, ich garantiere Ihnen, das wird Aufsehen erregen!“



Und wieder begannen die verzehrenden Fleber

Ganz verwirrt taumelte der Dichter die Treppen hinunter und auf die Straße hinaus. Der Sturm jagte um die Hausdächer und der Regen peitschte ihm ins Gesicht,

Gut zu essen ist einfach, wenn man die Regeln beherrscht. Einfach steht man Unkenntnis vor, herrschen, auf welche Art man sein Besteck und den Löffel sortiert, wenn man mit dem Essen fertig ist. Messer und Gabel werden stets nebeneinander, niemals gekreuzt, auf den Teller zurückgelegt. Der Löffel muß die Öffnung nach oben haben, so wie man ihn benutzte. Da jede Sitte ihren Ursprung in einer Gebrauchsgestalt hat, ist stets das Nützliche das Richtige.

Die Köchin spricht

Wild aufzubereiten

Man spickt die beliebig großen Wildstücke mit gewürzten Speckstreifen, salzt sie und läßt sie in Butter von allen Seiten gleichmäßig anbraten. Nach dem Erkalten bestreut man sie mit Salz, Zitronen- und Zwiebeln, Pfeffer und Wacholderkörnern. Thymian, Rosmarin usw. und schichtet sie in Steintöpfe. Dann gießt man Schmalz, aufgeschotenen und wieder erkalteten Essig darüber. Obendrauf kommt eine fingerdicke Fettschicht. Das Fleisch hält sich auf diese Weise lange Zeit.



Das kleine Nachmittagskleid

während er heimging, um in seiner kalten, einsamen Dachkammer das Evangelium der Lebensfreude zu verkünden.

Und wieder begannen die verzehrenden Fleber der langen Tage und Nächte. Noch glühte das Feuer der Begeisterung für alles Erhabene und Schöne ungeschwächt in seiner Seele, und während er da in der Dachkammer saß, zauberte ihm seine Phantasie statt der kalten Wände schlanke Marmorsäulen vor, die sich über seinem Haupte wölbten. Durch hohe Bogenfenster schweifte sein Blick über sonnige Länder mit Bergen und blauen Seen, in deren Bogen wunderschöne Nymphen badeten.

Die Jahre gingen, aber er merkte es nicht. Sein Haar ergraute, aber er sah es nicht. Er hatte kaum das trockene Brot, und die Kleider hingen ihm in Fetzen um seinen abgemagerten Körper, aber er fühlte sich wie ein König, der die ewige Jugend besitzt und über die Schätze der ganzen Welt gebietet.

Dann stand er wieder vor dem großen Verleger.

Auch der war in der Zwischenzeit alt geworden. Er trug jetzt schwarze Kleider, hielt den Kopf auf die Seite und das blasser Gesicht in lange, steife Falten gelegt.

„Mein Herr!“ flüsterte er fast unhörbar und stierte die Hände

sehr wohlnehmend und ist für alle Zwecke zu verwenden. Am besten eignet es sich allerdings geschmort oder als Ragout zubereitet.

Risotto von Gans

Man zieht einer Gans die Haut ab, schneidet dieselbe in Streifen, brät sie in der Pfanne recht knusprig. Die Gans selbst wird in gute Portionsstücke zerteilt, mit Wasser, Zwiebeln, Pfefferkörnern und Salz aufs Feuer gebracht und mehrere Stunden langsam gekocht. Aus gebrühtem Reis bereitet man einen Risotto, und zwar nimmt man zum Ausquellen statt des Wassers Gänsebrühe. Der Reis wird in einen Ring getan, gestürzt, mit gehackter Petersilie überstreut, und die Gänsestücke werden in die Mitte gesteckt. — Die restliche Brühe verwertet man an anderen Tagen. Man kann sie binden und mit einem Ei abgießen, oder man kocht sie mit Fadennudeln etwas ein.



Das kleine Nachmittagskleid

über die Brust. „Sie waren so freundlich, mir ein Werk zuzugestehen, das mich — gerade heraus — erfrachtet hat. Wahrlich, ich fasse es nicht, daß Sie im Ernst haben glauben können, ich würde es verlegen. Schon dieser Titel, mein Herr! „Liebesphantasten.“ So etwas will das Publikum gar nicht mehr haben. Ich laugne auch heute nicht, mein lieber Herr, daß Sie Talent haben, bedeutendes Talent. Aber Sie haben nicht verstanden, mit der Zeit mitzugehen... Mit dem mir zugelandten Werk darf ich mich also leider nicht befassen. Sollten Sie dagegen einige ernste, etwas politische Essays haben, oder sollten Sie geneigt sein, einige nachdenkliche Betrachtungen zu schreiben, so würde ich mit Vergnügen wieder mit Ihnen verhandeln. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag! Ich glaube Ihnen garantieren zu können, daß Sie es nicht zu bereuen haben werden, falls Sie ihn in Erwägung ziehen wollten... Leben Sie wohl! Der Herr sei mit Ihnen!“

Der alte Dichter stand wie vom Donner gerührt. Wieder kam es ihm vor, als läßen all die verzehrenden Dichterbüsten mit einem auf ihn herab.

Dann ging er heim in seine leere Dachkammer und hing die

Für unsere Jugend

Seifenblasen Kunststücke

Die meisten Versuche mit Seifenblasen scheitern daran, daß viele nicht wissen, wie man eine gute Seifenlösung herstellt. Deshalb seien zunächst einmal erprobte Mischungen mitgeteilt:

1. In 250 Gramm warmem destilliertem Wasser werden 10 Gramm Marceller Seife aufgelöst. Dann werden in 20 Gramm kochendem destilliertem Wasser 15 Gramm Zucker aufgelöst, und beide Flüssigkeiten zu einem Gemisch.



2. Man zerschneidet 5 Gramm Marceller Seife in feine Streifen, löst sie dann in 100 Gramm warmem destilliertem Wasser (das übrigens in jeder Apotheke zu haben ist) auf, brennt pulverisierten Zucker in einem Blechlopfel braun und löst dann in 100 Gramm destilliertem Wasser so viel, als sich darin auflösen läßt. Diese Zuckerslösung mischt man erst mit der Seifenlösung. Als Handwerkszeug braucht man ein paar verschiedene große Blech- oder Glasrührer, eine Glasplatte, sogenannte holländische Tonpfaffen, Strohhalm, Schlingen und Bierdeckel aus Draht. So ausgerüstet, können wir mit unseren Versuchen anfangen.

Wir tauchen zunächst einen Strohhalm in die Seifenlösung und blasen eine schöne Seifenblase. Nehmen wir nun das Ende, das wir im Munde haben heraus und halten es schnell mit einem Finger zu, so strömt aus dem freien Ende des Halmes, wenn wir den Finger wegnehmen, die Luft rasch aus, wobei die Seifenblase zusammenfällt. Das dünne Seifenhäutchen vermag also einen starken Druck zu ertragen.



Als zweiten Versuch machen wir eine Seifenblase und suchen, nachdem wir unsere Finger mit Seifenlösung befeuchtet haben, sie zusammenzubringen. Sie weicht uns aus, nimmt die verschiedensten Formen an, läßt sich aber nicht zerdrücken. Wir legen sie auf den Ofen. Die Wärme dehnt die in ihr befindliche Luft gewaltig aus, und das dünne Häutchen dehnt sich mit, ein Beweis für die außerordentliche Spannkraft seiner Oberfläche.

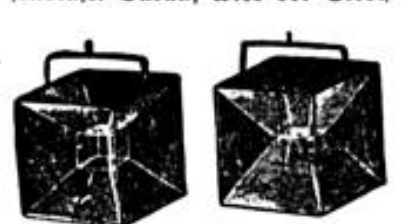
Wollen wir eine sehr große Seifenblase erhalten, so können wir das nicht nur dadurch, daß wir eine gewöhnliche schon möglichst große auf den Ofen legen, sondern auch noch in der Weise erzielen, daß wir den abgepressten Hals eines Glasflossens anstatt eines Strohhalmes verwenden. Auf diese Weise erhalten wir bei einiger Geschicklichkeit Blasen bis zu einem halben Meter Durchmesser.

Eine große dünne Seifenhaut hingegen erhalten wir, wenn wir

zwei parallele Schnüre, die an Holzstäben befestigt sind, eintauchen und dann straff anspannen. Es bildet sich ein Viereck, das ganz mit einer riesigen Seifenhaut bespannt erscheint.

Eine Kette aus Seifenblasen entsteht, indem man mit der holländischen Pfaffe zunächst eine Blase anfertigt und sie in die Luft steigen läßt. Nun wird schnell eine zweite geblasen und die erste damit gefangen. Dann läßt man beide in die Luft, bläst die dritte und fängt damit die beiden ersten, und so fort. Zuletzt wird man so viel Geschick erlangt haben, daß man eine Kette von 6 bis 7 Blasen fertigbringt. Man muß allerdings darauf achten, daß die ersten Seifenblasen möglichst groß sind, denn wenn man eine kleine Blase an eine große hängt, so platzt nach einiger Zeit die kleine und vereinigt sich mit der großen.

Noch hübscher sieht es aus, wenn man eine Anzahl von Blasen so übereinanderstapelt, daß die eine über der anderen steht. Man macht das folgendermaßen: Eine Glasplatte wird mit Seifenlösung befeuchtet, wie man sich überhaupt merken muß, daß man alle Gegenstände, die mit den Seifenblasen in Berührung kommen, vorher in die Seifenlösung taucht, da sonst die Blasen bei der Berührung platzen. Wir blasen also mit einem Strohhalm auf der mit Seifenlösung benetzten Glasplatte eine große, halbkugelförmige Seifenblase. Darauf wird der Strohhalm von neuem eingetaucht, vorsichtig unter der Blase an der Stelle, wo sie das Glas berührt, hindurchgehoben und in ihrem Innern eine zweite geblasen. Auf diese folgt in gleicher Weise die dritte, vierte usw. Wer fleißig übt, wird es bis zu einem Dutzend Blasen bringen.



Bläst man auf diese Art zwei Blasen ineinander und nimmt vor Fertigstellung der zweiten durch einen Zug aus der Zigarre den Mund voll Rauch, so wird die zweite, innere Blase mit Rauch gefüllt und steht weiß gefärbt innerhalb der ersten, die in den Farben des Regenbogens schillert — ein sehr hübsches Anblick.

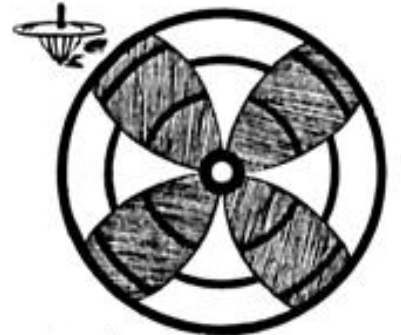
Zylinder aus Seifenblasen entstehen, indem wir auf unserer Glasplatte wieder eine gewöhnliche Blase herstellen. Dann nehmen wir einen mit Seifenlösung angefeuchteten Drahtring mit Drahtgitter, legen ihn über den oberen Teil der Blase und ziehen sie langsam in die Höhe.

Eine gute Seifenblase kann übrigens auch einen kleinen Papiertrichter tragen, den man aus recht dünnem Seidenpapier ausknetet. Ein dünner Seidenfaden wird dem Papiertrichter um den Hals geschlungen und an dem freien Ende des Fadens mit Hilfe eines Knotens eine runde Papierscheibe von etwa einem halben Zentimeter Durchmesser befestigt. Legt man die Papierscheibe sehr vorsichtig an die nicht allzu kleine Seifenblase, so wird sie haften bleiben, und die Seifenblase wird mit samt ihrem Papphalter davonfliegen. Sehr lustig sieht es aus, wenn man buntes Seidenpapier für das Männchen verwendet.

Ein Knebel aus Seifenblasen entsteht, indem man mit der holländischen Pfaffe zunächst eine Blase anfertigt und sie in die Luft steigen läßt. Nun wird schnell eine zweite geblasen und die erste damit gefangen. Dann läßt man beide in die Luft, bläst die dritte und fängt damit die beiden ersten, und so fort. Zuletzt wird man so viel Geschick erlangt haben, daß man eine Kette von 6 bis 7 Blasen fertigbringt. Man muß allerdings darauf achten, daß die ersten Seifenblasen möglichst groß sind, denn wenn man eine kleine Blase an eine große hängt, so platzt nach einiger Zeit die kleine und vereinigt sich mit der großen.

Ein Knebel aus Seifenblasen entsteht, indem man mit der holländischen Pfaffe zunächst eine Blase anfertigt und sie in die Luft steigen läßt. Nun wird schnell eine zweite geblasen und die erste damit gefangen. Dann läßt man beide in die Luft, bläst die dritte und fängt damit die beiden ersten, und so fort. Zuletzt wird man so viel Geschick erlangt haben, daß man eine Kette von 6 bis 7 Blasen fertigbringt. Man muß allerdings darauf achten, daß die ersten Seifenblasen möglichst groß sind, denn wenn man eine kleine Blase an eine große hängt, so platzt nach einiger Zeit die kleine und vereinigt sich mit der großen.

wechselnden Kreisel haben wollen, müssen wir uns auswechselbare Pappscheiben herstellen. Sie werden aus kräftiger weißer Pappe gefertigt und mit verschiedenen Mustern in bunten Farben ausgemalt. In der Mitte erhalten sie ein Loch, das so groß sein muß, daß der Knebel hindurch kann.



Läßt man jetzt den Kreisel sich drehen, so entsteht ein reizendes, stets wechselndes Farbenbild. Die Pappscheiben können natürlich größer sein als der Durchmesser der Garnrolle.



Vom Anschuß

Für jeden weidgerechten Jäger besteht die Pflicht, durch genaueste Untersuchung des „Anschusses“, derjenigen Stelle im Gelände, auf welcher das Wild die Kugel erhielt, festzustellen, wo im Wildkörper der Schuß liegt, um sein weiteres Verhalten darnach richten zu können.

Den Anschuß richtig zu finden ist schwierig, und diese Schwierigkeit erhöht sich natürlich, je weiter der Jäger vom Wild entfernt ist. Bei Verwendung einer guten modernen Normalwaffe muß der Jäger immer damit rechnen, daß das Wild nicht jedesmal im Feuer zusammenbricht, und so muß er das Bestreben haben, um den Anschuß genau angeben zu können, sich möglichst nahe an das Wild heranzupürchen.

Bevor er den Schuß abgibt, muß er sich den Standort des Wildes genau einprägen. Ist das nicht leicht, wenn gleichmäßig ausgeformte und bewachsene Flächen, wie Wiesen oder Kleefelder, in Betracht kommen. Man kann sich vielleicht am Horizont irgendeinen Festpunkt merken, falls sich kein Busch, kein hohes Kraut vorfindet, welches die Richtung festlegt.

Verlagst auch dieses Hilfsmittel, so lege man noch vor dem Schusse den Handstock vor sich auf den Boden, daß er genau in der Richtung des Wildes zeigt. Schlimmstenfalls lasse man nach dem Schuß die Büchse als Richtungszeiger auf den Boden sinken.

Sobald sich beschossenes Wild etwa noch in Sichtweite niedertut, kann man natürlich nicht an den Anschuß gehen, sondern schleicht sich vorsichtig fort und bleibt beobachtend liegen.

Ist das Wild jedoch bestimmt nicht in der Nähe geblieben, so gehe man vorsichtig in der festgelegten Richtung, bis der Anschuß gefunden ist.

Hier sucht man nun, ohne viel herumzutreten nach den Jagen. „Birschzeichen“ also nach Schnitt-, Schweiß- u. Knochensplittern.

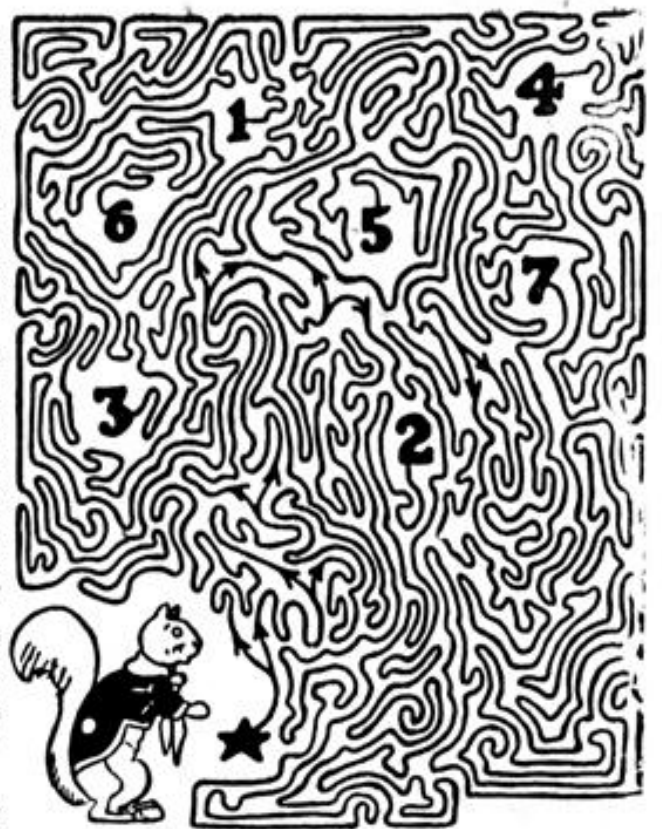
Vorausgesetzt, daß der Schütze nicht schon im Augenblicke der Schußabgabe genau auf den Kugelschlag und das Zeichen des Wildes geachtet hat — denn beides kann uns zuverlässige Anhaltspunkte über den Sitz der Kugel geben, — sei folgendes kurz erwähnt:

Dumpler, klaffender Kugelschlag, Hochschnellen des Hinterlaufs, Abziehen des Wildes mit gekrümmten Rücken künden den Weidewundschuß an.

Dünnsplittiger, hellrötlicher Schweiß, oft mit Aelungsteilen vermischt und sich etwas körnig anführend bestätigt ihn. In diesem Falle ist ganz besondere Vorsicht vonnöten, und man warte

Das Eichhörnchen ist sehr häuslich, terisch veranlagt. Im vorigen Herbst hatte es sich eine ganze Anzahl von Eicheln aufgespart und im Walde an verschiedenen Stellen versteckt. Jede Zahl auf unserem Bilde bezeichnet ein solches Versteck, das so viele Eicheln enthält, wie die Zahl beträgt. Nun hat das Eichhörnchen Hunger bekommen, und will sich einen Teil seines Vorrats aus dem Walde holen.

Wer kann das Tier auf den verschlungenen Pfaden, die auf dem Bilde durch Linien dargestellt werden, in vier Malen zu wenig-



stens 16 Rufen führen? Der Weg muß jedesmal bei dem großen Stern links unten beginnen.



Vom Anschuß

zwei volle Stunden, bevor man mit einem verlässlichen Gebrauchshunde die Nachsuche beginnt.

Ein guter Lungenhund zeigt schaumigen, hellroten Schweiß, dunklen, dickflüssigen dagegen der Leberhund.

Bei diesen beiden Schüssen wird man bereits nach einer Stunde die Nachsuche aufnehmen dürfen. Längeres Warten ist aber richtiger, darum gelte stets der Grundsatz: „Lieber etwas reichlich lange warten, als zu früh nachsuchen!“

Mit den letzten Kräften geht die Flucht des Wildes, der weiß, wohin, wird ein Stück aus dem Rundbrett hochgemacht, bevor es sehr krank geworden, und nur ein ebenso flüchtiger, wie scharfer Hund kann dann vielleicht noch gutmachen, was der Jäger verdrast. Die Grenze ist oft sehr nahe.

Findet der Jäger dagegen Splitter von Röhrenknochen am Anschuß, so liegt ohne Zweifel ein Lauschkopf vor. Hier muß der Hund sofort angeleitet werden, denn selbst auf drei Rufen lernt das Wild so gut nach kurzer Zeit voranzukommen, daß es nur schwer zustandegebracht werden kann.

Beim Ansprechen des Kugelschusses ist natürlich auch das Haar von großer Wichtigkeit, welches je nach Form und Farbe an den verschiedenen Körperteilen sehr verschieden ist.

Da aber die Sommer- und die Winterdecke unseres Schalenwildes auch im Haar verschieden ist, so ist einleuchtend, daß es unmöglich ist, hier mit wenigen Worten brauchbare Aufklärung zu geben. Ein Orientieren an Hand von farbigen Zeichnungen gibt genügenden Aufschluß.

Zwei dieser Zeilen ist hauptsächlich das Hervorheben der Notwendigkeit für jeden Jäger, den Anschuß genauestens zu untersuchen.

Vom Polizeihund

Der Hund als Helfer der Polizei

Als und zu liest man in den Zeitungen daß es mit Hilfe eines Polizeihundes gelungen ist, einen Verbrecher dingfest zu machen. In der Tat sind derartige Hunde für die Polizei zum Auffuchen von Verbrechern und Vermissten ein fast unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Wie geht nun die Ausbildung und der Dienst

eines Polizeihundes, zu dem hauptsächlich der deutsche Schäfer- oder Wolfshund verwendet wird, vor sich?

Zunächst muß man sich einmal vergegenwärtigen, daß ein Hund keinen „Verstand“ im gleichen Sinne des Wortes wie der Mensch besitzt und folglich auch den Begriff „Gut“ und „Böse“ nicht kennt. Trotzdem verfolgt er auf Befehl unter Überwindung größter Schwierigkeiten einen Verbrecher. Zur Erreichung dieses Zweckes besitzt man in der instinktmäßigen Begabung und Freude des Hundes am Verfolgen einer Spur einen Stützpunkt. Hier knüpft auch die Ausbildung an, indem man gleichbewußt den scharfen Geruch und Spürsinn des Hundes in eine festgelegte Richtung lenkt, und ihn lehrt, diese Eigenschaften im Dienst einer bestimmten Sache zu gebrauchen. Es hat übrigens fast den Anschein, als ob der Hund ein Vergnügen daran fände, Aufgaben, die ihm in diesem Sinne gestellt werden, mit Geschick und Erfolg zu erledigen.

Wie geht nun eine Jagd hinter einem Verbrecher mit Hilfe eines Polizeihundes vor sich?

Nehmen wir einmal an, in einem Hause sei eingebrochen worden, und die Polizei geht zur Auffindung des Diebes einen Hund an, wie der sachmännliche Ausdruck lautet. Der Beamte führt den Hund in das Haus, und läßt ihn zunächst an einem Gegenstande, den der Dieb berührt hat, vielleicht eine Türklinke oder ein von ihm vergrabenes Kleidungsstück, Witterung nehmen, und nun geht die wilde Jagd los, über Zäune, Dächer und selbst an glatten Mauern empor. Hat der Hund den Dieb erreicht, so hält er ihn bis zum Eintreffen des Beamten fest. Ein völlig ausgebildeter Polizeihund muß natürlich auch hieb-, stoß- und schußfest sein, und darf sich durch eine Gegenwehr des Verfolgten nicht einschüchtern lassen.



ROBINSONADEN

Ein amerikanischer Robinson

Hölle auf dem Piratenschiff
Philipp Ashton war der Sohn eines kleinen amerikanischen Reeders aus Salem in der amerikanischen Provinz Massachusetts. Während einer Seereise, die der damals achtzehnjährige im Auftrag seines Vaters unternahm, wurde er im Jahre 1722 von Seeräubern überfallen, die ihn zwangen, in den Dienst ihres Führers, eines berühmten Piraten Namens Ned Low, zu treten.

Da er aber aus seiner Abneigung gegen diesen Beruf und seine Kumpane kein Hehl machte, wurde er stets zu den niedrigsten Dienstleistungen herangezogen und mußte ständig die ärgsten Quälereien über sich ergehen lassen. Noch schlimmer wurde es, als Ashton das Schiff Ned Lows verlassen mußte, um auf dem Segler eines Unterkommandanten Namens Spriggs Dienst zu tun. Sein Leben wurde förmlich zu Hölle; das einzige lebende Wesen auf dem Schiff, das ihm zugetraut war, war ein schwarzer Pudel, der ursprünglich einem mittleren Offizier des Schiffes gehört hatte.

Flucht

Um seinen Peinigern zu entgehen, beschloß Ashton, bei nächster Gelegenheit zu entfliehen. Diese Gelegenheit bot sich bald, als das Schiff eines Tages an der Insel Ruatan in der Honduras-Bai anlegen mußte, um frisches Wasser einzunehmen. Sobald er seinen Begleitern aus den Augen gekommen war, rannte er, so rasch ihn nur seine Beine trugen, in den tiefen Wald und verbarg sich dort in einem undurchdringlichen Dickicht.

Verfolgt

Bis zum Mittag des nächsten Tages blieb der Flüchtling unbehelligt. Eine nahe Quelle löschte seinen Durst, und dicht neben seinem Lager wachsende Ananasstauden stillten seinen Hunger.

Dann fiel er erschöpft in einen tiefen Schlummer.

Als er wieder aufwachte, hörte er zu seinem Entsetzen in seiner unmittelbaren Nähe Stimmen: Spriggs selbst war, von einem

zu seinem Entsetzen erblickte er plötzlich auch seinen Pudel am Eingang der Höhle. Das Tier hatte die Spur seines Herrn gefunden und ließ sich nun freudig und lebhaft vor seinem Versteck nieder.



Der Greis nahm sich des Elenden mit rührender Sorgfalt an

Teil seiner Mannschaft begleitet, an Land gekommen, um den Deserteur zu suchen. Glücklicherweise blieb auch diese Suche erfolglos, aber Ashton erkannte, daß sein bisheriges Versteck doch zu unsicher sei, solange das Seeräuberschiff noch vor der Insel lag. Er machte sich also auf, einen neuen Zufluchtsort zu suchen, und fand schließlich eine niedrige Höhle, deren Zugang von dichtem Gestrüpp völlig versperrt war. In der Tat hörte er am nächsten Tage abermals Matrosen in seiner allernächsten Nähe suchen, und

der. Glücklicherweise traute es sich aber nicht in die dunkle Höhle hinein, und als ihm von den Matrosen gepfeifen wurde, folgte es aus Angst vor Prügelein lautos dem Ruf. Ohne Erfolg kehrten die Seeräuber auf ihr Schiff zurück.

Gerettet — aber Robinson

Am nächsten Morgen lichtete die Brigantine endlich die Anker. Philipp war allein — aber unbewaffnet und nur mangelhaft bekleidet, ohne Strümpfe, ohne Schuhe, ohne Werkzeug.

Insofern war seine Lage wesentlich verzweifelter als die des „Original“-Robinson Selfitz. Trotzdem verließ Ashton der Mut nicht. Zunächst suchte er, und glücklicherweise mit Erfolg, die Feuerstelle seiner ehemaligen Kammeraden nach einem Stückchen Feuerstein ab, das ihn für die nächste Zeit der Sorge um die Feuerbeschaffung entheben sollte. Plötzlich fühlte er sich hinterläßt von einem Tier angesprungen. Erschrocken wandte er sich um, aber desto größer war seine Freude. Das Tier war niemand anders als sein treuer Pudel, der über Bord gesprungen war, um bei seinem Herrn bleiben zu können.

Zunächst schien es, als wenn Ashtons Einsiedlerleben ziemlich erträglich verlaufen sollte. In der Nähe eines kleinen Baches, der ihn mit frischem Wasser versorgte, hatte er sich aus Zweigen und Seegras ein weiches Lager bereitet, und Nahrung stand ihm in Hülle und Fülle zur Verfügung. Philipps wichtigste Waffe war eine Art Speer, den er sich mit Hilfe scharfer Muschelscherben und zugespitzter Knochen selbst angefertigt hatte.

Leider raubte ein gefräßiger Hai eines Tages seinen treuen Pudel, der sich allzu weit in die offene Brandung hinausgewagt hatte. Um das Maß seines Unglücks vollzumachen, trafen ihm Wanderamellen seine sämtlichen Vorräte bis auf den letzten Rest fort, und vor allem hatte er sich seine Füße aus Mangel an geeignetem Schuhwerk so verletzt, daß er kaum noch gehen konnte. Immer schlimmer wurde sein Zustand. Wie ein krankes Tier kroch Ashton auf allen vieren unter unerträglichen Schmerzen zum nahen Bach, um seinen Durst zu stillen und die eiternden Wunden zu waschen.

Ein Freund in der Not

In dieser furchtbaren Situation kam ihm ein unerwarteter Helfer: ein Boot landete auf der Insel. Sein einziger Insasse war ein alter Mann, ein Bewohner Neu-Englands, der vor den Spaniern geflohen war, um auf der einsamen Insel sein Leben in Ruhe zu beschließen. Der Greis nahm sich des elenden Ashton mit rührender Sorgfalt an.

Aber leider war das Glück dem neuen Ansiedler nicht hold. Bei einer Ausfahrt in seinem Boot überraschte ihn ein Wirbelsturm, und Philipp verlor seinen neu gewonnenen Freund ebenso überraschend, wie er ihn gewonnen hatte. Unter der Wucht dieses Schicksalsschlages brach er fast zusammen, aber immerhin hatte sich seine Lage recht wesentlich gegenüber früher verbessert. Der Fremde hatte Stahl und Stein, Gewehre und Munition dgelassen, Messer, Zangen, Töpfe, eingelegtes Fleisch und sogar — Mundwasser. Hinzu kam, daß Philipp mit Hilfe seines Freundes eine neue Behausung mit einem festen Dach erbaut hatte, die ihn weit besser vor den Unbilden der Witterung schützte als seine ehemalige Laubhütte.

Rettung

So war er für die nächsten Monate der materiellen Not entzogen und konnte voller Zuversicht auf seine Befreiung warten, da ihm die Landung des Greises gezeigt hatte, daß die Insel, auf der er hauste, nicht so unbekannt war, wie er früher annahm. In der Tat war die Zeit seiner Erlösung nicht mehr fern. Im Jahre 1725 ging ein englisches Rauffahrtschiff, begleitet von einem Kreuzer, der Jagd auf Seeräuber machte, an der Insel vor Anker, und auf ihm kehrte Philipp Ashton in seine Heimat zurück. Drei Jahre hatte seine Robinsonade gedauert.

Der Mann, der wie verrückt mit dem Maschinengewehr schoß ...

Von F. W. Heinrich

Der Angeklagte erhob sich und warf einen kurzen Blick zum Richtertisch, auf dem als Beweisstück ein Gerät lag, das mit seinen an beiden Enden eines gepolsterten Bügels angebrachten Hörmuscheln an einen Kopfhörer aus der Babyzeit der Radiotechnik erinnerte, und begann:

„Ich bin weder Gangster noch Bootleger, und das Maschinengewehr aus dem Wandschrank meines Schlafzimmers gehört nachweislich meinem Vorgänger, von dem ich das Wohnappartement im Michiganclub übernommen habe.“

Meine Herren Richter, Sie sehen mich hier als einen Mann, der weiß, was er sagt, und weiß, was er tut: frisch, gesund, ausgeruht! Sie würden mich nicht wiedererkennen, wenn Sie mich vor drei Wochen gesehen hätten, ehe ich von Ihnen dem Lakewood-Parfanatorium zur Beobachtung meines Geisteszustandes überwiesen wurde.

Jetzt, meine Herren, habe ich mich 21 Tage lang ausschlafen können, einschließend der beiden Tage, die ich unter der Einwirkung des Gummiknüppelchens über meinen Schädel in wohliger Bewußtlosigkeit verbrachte. Damals aber hatte ich genau zehn Tage lang kein Auge zugetan. Sieben Spezialärzte hatten sich erfolglos um meine Schlaflosigkeit bemüht, ihre Honorare raubten mir den letzten Rest meiner durch zwei Klugzeugstürze völlig zerrütteten Nervenkraft. Nein, ich hielt diese entsetzlichen Nächte nicht mehr aus.

Ich stehe hier wegen Widerstandes gegen die Polizei. meen

schwerer Sachbeschädigung und vorsätzlicher Ruhestörung, ich habe mich zu verantworten, weil ich um drei Uhr des Nachts mit meinem Coltrevolver zuerst die Bogenlampen auf der Straße und dann mit einem Maschinengewehr die Turmuhr der Municipal-Church kaputtgeschossen habe. Nun, diese verd... Uhr hatte mich zehn Nächte hindurch mit ihrem donnernden Stundenschlag an den Rand der Raserei gebracht: es war ganz einfach Rache, wilde, hemmungslose Rache, daß ich sie in jener Nacht in Fetzen schoß.

Wie soll ich es andeuten: kurz und gut, ich hielt es nicht mehr aus. Ich beschloß, Schluß zu machen. Ich betrat finster und entschlossen den Laden von Maxwell Brothers in der Erie Street 24 und verlangte 25 Schuß für meinen Colt. Ich zitterte, als ich die glühenden Finger vor mir sah. Da plötzlich fiel mein Blick auf ein riesiges Plakat, das die halbe Wand bedeckte. Sie alle kennen seinen Text, er ist schnell bekannt geworden:

„Schlaflosigkeit verhindert garantiert Professor John E. Maxwells „Noicekiller“ „Lärmstiller!““

Er mußte mich in letzter Sekunde vom offenen Grab zurückreißen! Ich erstand den kleinen Apparat, aber ich erstand vorsorglich die Patronen ebenfalls. Man kann nie wissen.

So kam, was kommen mußte. Zehn Tage Schlaflosigkeit! Meine Nerven waren angespannt bis zum Zerreißen. Ich stülpte den „Noicekiller“ um die Ohren und warf mich aufs Bett. Stille, tödliche Stille! Ich löste die Schu-

fenkel und knallte meine Schuhe gegen die Wand. Nichts! Kein Laut! Sie fielen leiser, als hätte ich sie behutsam auf Watte gebettet. Ich riß den Noicekiller ab: die Hupen brüllten, die Nebelhörner gellten, die Hurrjanc-Saxophoner tobten. Ich legte den Noicekiller wieder um: herrlich, herrlich, herrlich!

Ich lag eine halbe Stunde lautlos auf dem Bett. Da erfolgte die Reaktion auf zehn schlaflose Nächte! Ich war toll vor Freude. So nahm ich das Wasserglas und



Fünfhundert Schuß jagte ich in das Zifferblatt

schmetterte es durch die Fensterscheibe. Kein Laut! Ich sprang auf, die Neugierde packte mich. Ich schoß die Bogenlampen mit dem Colt entzwei, es klang wie ein fernes Wassertropfen. Ich tobte, ich sang den Yankee-doodle, ich

zerklirrte alle Grammophonplatten... Nur der Winklater wird diesen Ausbruch verstehen.

Im Wandschrank entdeckte ich das Maschinengewehr. Ich streifte es zärtlich: jetzt mußte der „Lärmstiller“ seine letzte Feuerprobe ablegen! Raschedurst durchriefte meine Adern: nie wieder sollte die Turmuhr mich aus meinem Halbschlaf herausreden. Ich jagte zwei volle Gurte, fünfhundert Schuß, in das Zifferblatt. Ganz aus der Ferne klang es wie kullernde Erbsen. Die Feuerwehr brauste an. In diesem Augenblick ging lautlos die Korridortür in Trümmer, ich sah einige Polizisten mit wildverzerrten Blicken auf mich zustürzen... dann verlor ich die Besinnung!

Meine Herren! Urteilen Sie als Menschen, denen Menschenleid und Menschenqual nichts Fremdes ist. Urteilen Sie nicht als Automaten des Gesetzes!

Der Angeklagte wurde wegen großen Unfugs zu 150 Dollar Geldstrafe und zum Tragen des angeordneten Sachschadens verurteilt. Die übrigen Angeklagten ließ das Gericht in Anbetracht der glaubhaft nachgewiesenen Nervenerregung fallen. Achtzig Millionen Menschen in den Staaten lassen von der frapanten Wirkung des „Lärmstiller“. Die Geschichte machte die Runde über die ganze Welt. tatkräftig

durch die Agenturen von Maxwell Brothers unterstützt. Der Ablauf des „Lärmstiller“ klag vorübergehend ins Phantastische. Schlaflosigkeit und Bedürfnis nach Lärm schienen epidemische Formen angenommen zu haben.

Sechs Wochen nach seiner Verurteilung, nachdem die vertragmäßige Frist abgelaufen war, sah der „Angeklagte von Chicago“ in „Professor“ John E. Maxwells Privatoffice, um das vereinbarte Honorar für die Kiesenreflamme für den „Lärmstiller“ in Empfang zu nehmen und in Anbetracht des Kiesenerfolgs eine Nachforderung zu verlangen. Der Professor bot 1000 Dollar.

Der Mann, der mit dem Maschinengewehr geschossen hatte, lachte. „Ich muß doch einmal Ihren „Lärmstiller“ probieren“, meinte er und stülpte die Hörmuscheln über die Ohren.

„Tausend Dollar und keinen Cent mehr!“ brüllte der Professor. „Mehr kann ich für den Schwindel, der doch bald erkannt wird, nicht hergeben!“

„Man hört verdammt schwer mit Ihrem Ding hier!“ brüllte jener Gegenüber zurück, „ich verstehe immer dreifach tausend Dollar! Viel zu wenig!“

„Fünftausend Dollar!“ brüllte Maxwell, daß die Wände wackelten.

„Einverstanden! Also fünftausend Dollar!“ brüllte der Mann mit dem „Lärmstiller“ auf den Ohren, „schreiben Sie endlich! Es war der wunder-vollste Bluff, der je erdacht wurde!“

Professor Maxwell schnitt eine Grimasse und unterschrieb. Dann riß er dem Mann, der mit dem Maschinengewehr geschossen hatte und der jetzt sachtlich den Schied zusammenfaltete, den „Lärmstiller“ vom Kopf und knallte ihn wütend in die Ecke.

Dieser verließ friedlich die „Office“.

LIES LACH und RATE

Eine unbekannte Goethe-Anekdote

Goethes auffällige Erscheinung führte zu mancherlei komischen Verwechslungen. So hatte eine bide: Bankiersfrau aus Prag lange danach gestrebt, Goethe vorgestellt zu werden. Als sie ihn sah, rief sie beglückt aus: „Oh, ich habe schon lange das Vergnügen... Festgemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt!“ Solche lustigen Geschichten erzählte Goethe gern selbst in unnahehmlicher Weise. In dem er alles wie der beste Schauspieler mimisch darstellte. Eine solche Badeanekdote, aus Goethes eigenem Munde, findet sich an ziemlich versteckter Stelle in den Aufzeichnungen des Historikers Luden: „An meiner Art auf und ab wandelnd, war ich seit einigen Tagen an einem alten Mann vor etwa siebzig bis achtzig Jahren häufig vorübergegangen, der, auf sein Rohr mit goldenem Knopf gestützt, dieselbe Straße ging, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein hochverdienter österreichischer General aus einem alten sehr vornehmen Geschlecht. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich sehr scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschaute; indes war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet ist. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte sein Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr von Goethe?“ — „Schon recht.“ — „Aus Weimar?“ — „Schon recht.“ — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?“ — „O, ja.“ — „Und Werke gemacht?“ — „Auch.“ — „Es soll sehr schön sein.“ — „Hm!“ — „Haben Sie denn viel geschrieben?“ — „Hm, es mag so ansehn.“ — „Ist das Versmachen schwer?“ — „So, so.“ — „Es kommt wohl auf die Laune an und ob man gut gegessen und getrunken hat?“ — „Es ist mir fast so vorgekommen.“ — „Na, schau's, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben,

sondern halt nach Wien kommen.“ — „Hab' auch schon d'ran gedacht.“ — „Na, schau's in Wien ist's gut, da wird gut gegessen und getrunken.“ — „Hm!“ — „Und nan hält was auf Leute, die Werke machen können.“ — „Hm!“ — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, wenn sie sich gut haben, schau's und zu leben wissen

früher nichts von Ihnen gehört hab.“ — „Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?“ — „Oh ja, wohl auch.“ — „Und es werden wohl mehr erscheinen?“ — „Das wollen wir hoffen.“ — „Ja, schau's, da lauf' ich Ihre Werke nicht; ich lauf' halt nur Ausgaben der letzten Hand, sonst hat

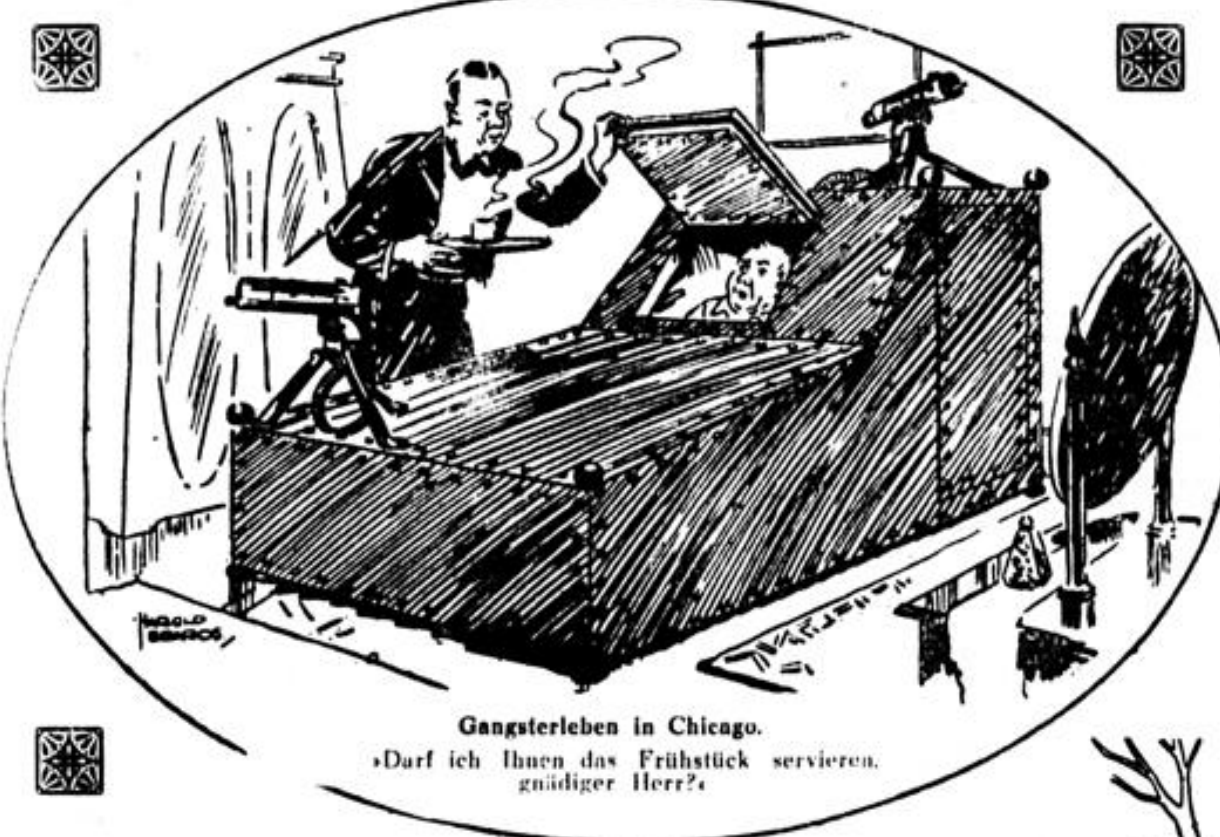
Ein Herr kommt zur Heiratsvermittlerin. „Hm... ich habe da wohl eine Dame mit 2 Millionen, aber was können Sie dafür in die Wagschale legen?“ fragte sie. „Meinen uralten Namen!“ antwortete der Herr. „Ach, wie heißen Sie denn?“ „Adam!“

Ein Mann wartet vor der besetzten Telefonglocke. Und wartet und wartet. Schließlich wird es ihm zu dumm, er reißt die Tür auf und brüllt hinein: „Was machen Sie denn eigentlich da? Seit drei Viertelstunden haben Sie den Telefonglocken in der Hand und reden keinen Ton.“ „Wat dann — wat dann?“ schallt es da zurück, „was wollen Sie denn, ich unterhalte mich mit meiner Frau!“

„Na — zuerst werde ich Sie mal in die Badewanne setzen lassen!“ „Ach nee, bitte nicht, Herr Bachmeister, das würde meinen Ruin bedeuten!“ „Wieso?“ „Ich bin nämlich Floßhändler, Direktor und trage mein Künstlerpersonal bei mir!“

Bei Meiers ist Geburtstagsfeier. „Gut, Liebster“, sagt Herr Meier, „ich bin in einer Stimmung, daß ich Bäume ausreißen könnte... ich zieh' den Korben nicht aus der Weinschale!“

Frau Schmitz hat sich noch immer nicht über den Verlust ihres Mannes getraut. „Ja, die Lebensversicherung ist so bummelig mit dem Auszahlen...“



Gangsterleben in Chicago.

„Darf ich Ihnen das Frühstück servieren, gnädiger Herr?“

„den ersten und vornehmsten äußern Aufnahme.“ — „Hm!“ — „Kommen's nur, melden's sich bei mir; ich hab' Bekanntschaft Einfluß. Schreiben's nur: Goethe aus Weimar Bekanntschaft aus Karlsbad.“ — „Hm!“ — „Das ist notwendig zu meiner Erinnerung weil ich halt viel im Kopf hab.“ — „Werde nicht verkehren.“ — „Aber sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?“ — „Manchelei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Bloßberg, von der Eder bis zum Brombeerstrauch!“ — „Es soll halt berühmt sein?“ — „Hm, leidlich.“ — „Schad', daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch

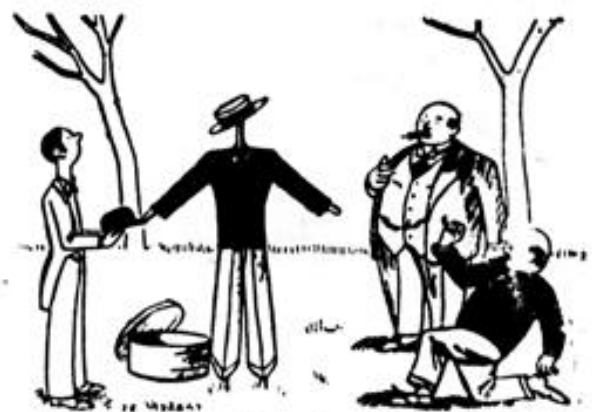
man immer den Verger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß daselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Drum wart' ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Stücke kauf' und von dem Grund, daß kann ich auch halt bei Ihnen nicht abgehen.“ — „Hm!“

Los — los, schnell, in zwei Minuten ist Ihr Auftritt!“ brüllt der Varietédirektor hinter der Bühne den großen Zauberklärer an.

„Momentchen“, ruft der, und packt seine Requisiten aus, „ich kann doch nicht hegen!“

Ein Schotte ging mit seinem Söhnchen nachts über die Straße. An einer Ecke stand ein Mann mit einem Fernrohr. „Wollen Sie den Mond sehen, mein Herr, kostet nur 10 Pence!“ ruft der Mann. „Ich möchte gerne, Papi!“ sagte das Söhnchen.

„Nee — — mein Sohn — — warte noch ein paar Tage, dann ist Vollmond, da hast du mehr fürs Geld!“



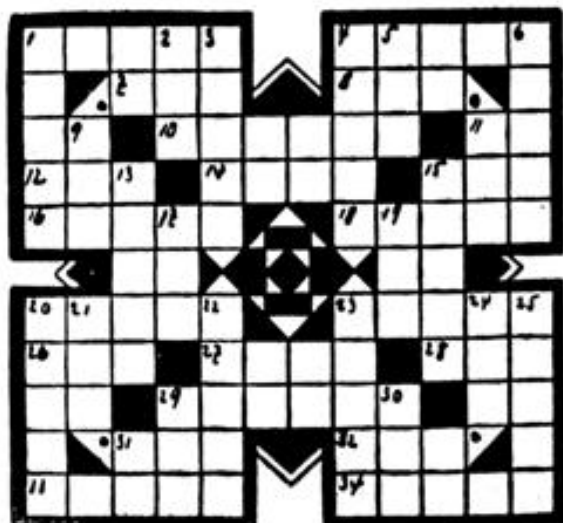
Der Milliardär läßt eine Vogelscheuche in seinem Garten aufstellen.

Professor: „Was wissen Sie mir über die Grausamkeiten des römischen Kaisers Nero zu berichten?“ Schüler: „Er spielte Geige.“

Kreuzworträtsel

Bedeutung der Worte:

Waagerecht: 1. nubare Gebirgskette, 4. engl. Fürstentum, 7. Zeitbestimmung, 8. Schicksalsgöttin, 10. Unterrichtsanstalt, 12. luftförmiger Körper, 14. deutsches Gebirge, 15. wie 12, 16. Flachland, 18. männlicher Name, 20. unbebaute Stelle, 23. Rüge, 26. unbest. Artikel, 27. Haat, 28. Straußenart, 29. Strafnachlaß der kath. Kirche, 31. Wappentier, 32. Fahrtemesser für Schiffe, 33. hebräischer Prophet, 34. weibl. Vorname.



Senkrecht: 1. Südrucht, 2. Aggregatzustand des Wasser, 3. Grubenanlage, 4. Werkzeug z. Straßenbau, 5. griech. Göttin, 6. Stadt in Westfalen, 9. Nebensuß der Donau, 11. abest. Titel (Fürsten), 13. franz. Festung, 15. Kunst, 17. rinnenförmige Vertiefung, 19. weibl. Vorname, 20. Schale, 21. norwegischer Dichter, 22. Pferdeart, 23. Mitarbeiter Edisons, 24. deutscher Badeort, 25. Atmungsorgan, 29. Tiername, 30. braune Wasserfarbe.

Auswärtiges

d	r	e	m	e	i	s	r	h	n
d									e
i									p
m									m
e									a
n									z
t									a
t	m	a	n	r	x	i	u	a	a

In der linken oberen Ecke beginnend, soll mit einer bestimmten Zahl so ausgefüllt werden, daß die Buchstaben in der Reihenfolge der Auszählung ein Wort aus „Wilhelm Tell“ ergeben.

Vorwärts und Rückwärts
Es hat so manches Wort
Ein ganz besonderes Wesen:
Du kannst es mit Erfolg
Vorwärts und rückwärts lesen.
Wild wird zum Pflanzenteil,
Des Frucht man gern genießt,
Und Narr zur Farbe dem,
Der beide rückwärts liest.

Es hatte einst ein Weib
Ein ganz besonderes Glück,
Ihr Nam' war ihr Beruf,
Das man ihn nur zurück.
Ein Raum, den jeder hat,
Der etwas fabriziert,
Sagt rückwärts noch so leicht,
Was jenen oftmals liert.

Das Doppelwort

Vornehm kann das Erste sein und
ein jeder seinen eignen hat.
Auch jeder hat sein 2 zu tragen,
fast immer wird er drüber tragen.
Das Ganze kann das Essen sein,
wenn witzlos die Methode,
der Nachbar ist's, so findest du,
sehr oft in Wort und Mode.
Vielleicht, vielleicht, sag' ich, bist
es auch du,
doch gibt's die Selbstkritik kaum
zu:
wohl jeder denkt zu seinem Heil
vom eignen Ich das Gegenteil.

Berechnend
Heut' freu' ich mich auf un
Mittagsmahl:
„Bratente“ gibt es, gang feudal!
Die Leppigkeit läßt sich damit er
klären,
es gilt nämlich, einen Gaß zu
ehren.
Für wen der Aufwand? Gan
leicht zu ermitteln, Gan
man braucht die „Bratente“ nu
tätig zu schütteln.

Kopfschmerzmittel
Mit B muß ich stets Kinder pfie
gen,
Mit N bin fromm ich aßerwegen,
Mit S bring ich die Fruchtbar
keiten
Mit W will Freude ich bereiten,
Mit T bin ich oft ausgepicht,
Zuweilen geht' ich als Gewicht.

Auflösungen

Kreuzworträtsel
Waagerecht: 1. Gau, 3. He
mer, 5. Rahel, 8. Moral, 9. As
10. Nie, 12. Emu, 14. Tau, 17. Bar
17. Kruste, 19. Sozium, 22. Inker
26. Stunde, 29. Oed, 30. Abt, 31. Lei
32. Alt, 34. Rum, 36. Athen, 37. Lieb
38. Essen, 39. Rot.
Senkrecht: 1. Grotte, 2. Ura
nus, 3. Hofer, 4. Ems, 6. All, 7. Lennu
1. Aus, 11. Erz, 13. Mulde, 16. Aist
17. Kal, 18. Tee, 20. Ori, 21. Sue
23. Nobel, 24. Ida, 25. Natter
26. Street, 27. Ulm, 28. Divan, 33. Lab
35. Uns.

Silbenrätsel:
Kraft im Arm, Herz ohne Harm,
turd traut und warm braucht keir
„barm“. 1. Rucksack, 2. Alster,
3. Upsala, 4. Totenkopf, 5. Utrecht
6. Nicolai, 7. Datum, 8. Wolga,
9. Apotheker, 10. Regenschirm,
11. Moutrich, 12. Butterblume, 13. Ro
vierforster, 14. Antlitz, 15. Ultim
16. Chaldäisch, 17. Telefon, 18. Kr
affe, 19. Edinburgh, 20. Ida, 21. Nörg
er, 22. Eidam, 23. Rosenstrauch,
24. Bridge, 25. Architektur, 26. Rem
scheid, 27. Medikament.

Rätsel:
Latern, Leitern.
Oben und unten:
Feder — Leder.
Logograph:
Mappe, Matto, Masse.